Staatl. Bibliothek
Regensburg

Germ. 149 d/6

III. 507. 2
Germ. 1149

Die

Moralsysteme

oder

Ludwig von Eisach.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Band.

Halle und Leipzig,
in der Ruffschen Verlagshandlung.
1812.

Schilderungen
des
menschlichen Lebens
in Erzählungen.

Von
August Lafontaine.

Sechster Theil.

Die Moralsysteme
oder
Ludwig von Eisach.
Zweiter Band.

Halle und Leipzig,
in der Ruffschen Verlagshandlung.
1812.

J. Erne.
KREISBIBLIOTH
REGENSBURG
149/6

Die
Moralsysteme
oder
Ludwig von Eisach.

Zweiter Band.

Am schönsten Maymorgen, unter den letz-
ten großen, warmen Tropfen eines in Regen
aufgelösten Gewitters, in dem wallenden
Meere der Blüthendüfte, unter dem Meere
von verwirrtem Freudengezwitscher der hoch-
zeitlichen Vögel ritt Ludwig in die Residenz
ein, an der Seite des Malteserritters, hinter
ihnen das prächtige Gefolge des Gesandten.
Er hatte sich von der Seite des Gesandten
entfernt, damit er jeder Frage ausweichen
konnte; denn sein Geist hing sanft aufgelöst
auf den goldnen Flügeln alter Träume. Er
wiegte sich in der Entzückung, die Ohn-
mächtige oder Sterbende fühlen.

Der Anblick der Gegend, der schöne
Morgen, das vergehende Gewitter, ein
Berg, daneben ein Thurm, gleich dem in
Lichtenwalde, die Nähe bei den geliebten

Menschen, und der wogende Zweifel, ob er sie jetzt wiedersehen sollte, hatte sein Herz so erweicht, seine Seele so entzückt, daß er nichts um sich sah und hörte.

Er sah nicht; aber er wurde gesehen; die Gräfin Montemor stand auf ihrem Balkon zwischen ihren Citronenbäumen und Rosen, die schönste Blüthe selbst, und ihr Herz schlug leichter und weicher und schöner unter dem Athem des Morgens und der reinen milden Luft, und noch etwas Schönerem, das der Leser sogleich erfahren soll. Da sah sie den Zug der Reiter herauf kommen. Der Malteser! dachte sie, den Arm auf die Gallerie stützend; denn ihre Tante erwartete mit dem Gesandten Nachricht von ihrem tapfern Oheim, dem Komthur Brunn.

Betty's Blick blieb hängen an dem Jünglinge, der neben dem Gesandten ritt, und der, das große blitzende Auge trunken

in die Wolken gerichtet, nichts von allem zu wissen schien, und doch so leicht und sicher auf dem muthschnaubenden, wild in die Höh arbeitenden, stolzen Pferde saß. Das Pferd hatte nach morgenländischer Sitte einen blau gefärbten, und nur Einen Zügel, den Betty für ein seidnes Band ansah, und der Jüngling machte keine Bewegung das wilde Thier zu halten.

Gegen Betty über sollte der Ritter wohnen. Der Ritter stieg ab vor dem Hinterthore, das mit dem Garten gegen dem Hause des Fräuleins Brunn über lag. Ludwig saß noch immer. Wo sind Sie jetzt, Graf? fragte der Ritter den jungen Menschen an der Hand schüttelnd: oder wo waren Sie den ganzen Morgen?

Ludwig mit einem Engellächeln, dem irdischen Nachzittern seiner Entzückung, antwortete: wo ich immer hätte seyn sollen, im Eden meiner schönen Kindheit.

Das sagte er mit einer so süßen, reinen Stimme, daß sie in jedes Herz drang. Sie gingen ins Thor, und Ludwig blieb im Garten, ohne ins Haus zu gehen. Sie konnte ihn jetzt nur sehen; nicht mehr hören. Er ging in den Gängen des Gartens auf und nieder, und da Betty aus Neugierde einen Taschendollond zu Hülfe nahm, den sie aber vorsichtig in die Blätter eines Citronenbaums legte, der sie und das Sehrohr verbarg: so sah sie auf Ludwigs Gesicht das Eden einer schönen Kindheit wieder, in einem Lächeln, das bald in sehnsüchtige Wehmuth, bald in das Entzücken eines Seligen sich auflöste.

Ein alter Mann, der auch unter dem Gefolge des Ritters gewesen war, kam und redete mit Ludwig. Er wurde zum zweiten Mahl aufgeweckt aus seinen Entzückungen; aber er verlor nichts dadurch; denn die Freundlichkeit, womit er dem Bedienten, der in tiefer Ehrfurcht mit ihm redete,

antwortete, hätte auf einem andern Gesichte, schon als Entzückung gelten können.

Betty wurde gerufen; sie legte das Sehrohr nicht wieder in den Sekretair, sondern sie behielt es zur Hand. Sie lächelte über sich selbst; aber, sagte sie ernst: ich möchte ihn doch wohl sprechen. Ein Italiäner ist er gewiß, und das ist Schade. Sie ging.

Betty feierte heute ihren sechzehnten Geburtstag, und im Morgenschlummer träumte ihr von Geschenken, die man ihr brachte: Kleider, Perlen, Spitzen, Geschmeide, und auf ein Mahl stand eine Unbekannte vor ihr im überirdischen Reiz, und sagte mit einem himmlischen Lächeln: ich beschenke dich auch. Womit? fragte Betty. Mit dem schönsten, was das Leben hat, antwortete die Himmlische, und Betty erwachte.

Dieser Tag, und der Traum, den sie noch jetzt so deutlich sah, hatte ihr Herz weicher und wärmer gemacht. Sie trat auf den Balkon, früher als gewöhnlich, und sagte: das Schönste, was das Leben hat? Was wäre das? Sie lächelte dazu, und auf ein Mahl fiel ihr Blick auf Ludwig.

Schön genug wäre er dazu, sagte sie scherzend mit sich selbst: aber er ist ein Italiäner! das sagte sie, wie sie zu ihrer Tante in den Saal ging, um ihre Geschenke zu nehmen.

Das Schönste, was das Leben hat! sagte sie noch wohl zehn Mahl den Tag. Seltsam! setzte sie hinzu: daß man nicht sagen kann, was das wäre.

Die Gesellschaft, die heute in ihrem Hause war, hinderte sie nicht daran es noch oft zu denken und sogar ihrem Freunde, dem Hofrath, und dann ihrer Tante die Frage

vorzulegen: was ist das Schönste, was das Leben hat? Bei den Antworten sah Betty das Gesicht des Italiäners, wieder, mit dem Entzücken aus dem Eden seiner schönen Kindheit.

Wenn ich ihn ja ein Mahl spreche, redete sie am Abend mit sich selbst: was wohl seyn kann, da der Malteser gewiß an die Tante von dem Komthur Aufträge hat, so soll's meine erste Frage seyn, wo er gebohren ist. Wo nur der Ort ist; denn mich dünkt, das Paradies selbst könnte diese Entzückungen nicht geben. Sie schlummerte wieder ein, vorher denkend: wenn ich noch ein Mahl so etwas träume, so — aber sie träumte nicht wieder, und nun hätte sie fast das dahin gebracht zu glauben, der Traum sey bedeutend gewesen. Sie spottete über sich selbst, und sagte zuletzt, wenn sie auf dem Balkon gewesen war: ich bin Trotz meines Systems so kindisch wie eine.

Ihr System war nemlich — ihr System, und Betty wird uns wohl damit bekannt machen; aber ihre Erziehung war ein Meisterstück an Vollendung geworden. Das wird Niemand leugnen, und wenn er ihrem System noch so gram wäre.

Fräulein Ehrenpreiß hatte ihr System, wie einen Bettlermantel aus hundert Lappen, aus hundert Büchern, französischen, englischen, italiänischen zusammen geflickt. Das System des Professors der Aesthetik war ganz, aus Einem Prinzip, konsequent; er will es in vier Bänden auf Subskription heraus geben, so eingenommen ist er selbst davon. Ein Blinder hätte nach des Professors System greifen müssen, so sprangen seine Vorzüge ins Auge. Er hatte dabei noch den Vortheil, daß ein Mädchen einem Lehrer noch ein Mahl so viel glaubt, als einer Lehrerin, und noch den, daß er, wenn er der schönen Betty gegenüber saß, alle Mahl in eine Begeisterung gerieth, von der

er selbst nicht wußte, ob sie von seinem System, oder von seiner Schülerin entsprang. Und eine Begeisterung, einem funfzehnjährigen Mädchen gegenüber, und gar von ihr ausgehend, was Betty fast glaubte, hat tausend Vortheile vor einer kalten Berechnung, worin Ehrenpreiß System bestand.

Aber der Henker mußte sein Spiel haben, daß Betty sich heimlich für ihrer Tante Moralsystem entschied, ohne aber je des Hofraths System anzugreifen. Der Henker hatte auch sein Spiel; aber es war sehr natürlich. Der Tante System bestand, wie die Physik und Chemie, aus Experimenten, Beobachtungen über den Menschen, die sehr richtig waren, obgleich dagegen ihre Schlüsse herzlich schlecht waren, wenn sie sich darauf einließ. So geht es allen Menschen, die in der großen Welt erzogen sind. Des Hofraths Schlüsse waren richtig; aber er stellte ein Ideal auf, über das die Tante von Herzen lachte, und die kleine Betty bat, sie

möchte doch ein Mahl unter allen ihren Bekannten, den Hofrath, sich selbst, und die Tante mit eingeschlossen, den Belag zu diesem Ideal suchen. Die Kleine that, was das Sicherste war, sie sah in sich selbst hinein, und da sie in ihrem Innern das Ideal nicht fand, und auch nicht finden konnte, wie das nach ihrer Erziehung nicht möglich war, so mußte sie ihrer Tante Recht geben; aber sie that es nur halb. Denn was der Hofrath von ihr forderte, war etwas so Prächtiges, Glänzendes und Unmögliches, daß ihre ganze Eitelkeit im Spiel war, zu thun, als könnte sie leisten, was er forderte; und kam sie aus seinem Unterrichte, so schien es ihr sogar zuweilen wohl möglich und wünschenswerth.

Aber das Fräulein gewann einen Sieg nach dem andern; denn ihr System war in der Welt überall zu gebrauchen, als Maßstab an alle Köpfe, an alle Herzen, an alle Charaktere zu legen; als Standpunkt zu

gebrauchen, um von obenher alle Menschen zu übersehen; das ganze Spiel des Lebens, den ganzen Wirrwarr der Welt und der Leidenschaften auf ein Mahl, wie den Grundriß eines englischen Gartens, in den man sich mit Gehen niemahls finden kann, zur hellen Uebersicht zu gebrauchen.

Aber, aber — bei der Tante System fiel doch auch alle Begeisterung weg, alle, und die Begeisterung wollte sich Betty, so angenehm es ihr auch war, sich auf ein Mahl zum unfehlbaren Taxator des Menschen erhoben zu sehen, nicht ganz nehmen lassen. Sie fühlte immer, man nahm ihr einen Theil ihres innersten, ganz eigensten Wesens.

Mein Gott, sagte die Tante: ich will dir den Enthusiasmus gar nicht nehmen, liebe Betty; vielmehr, wo du mit aller Klugheit, mit aller Feinheit nicht ausreichen kannst, da suche die Begeisterte zu ma-

chen, dahin gehört der Enthusiasmus, liebstes Kind, wie eine poetische Figur des Lebens.

Das wollte nun wieder nicht ganz in Betty's Seele. Betrug! sie schauderte.

Beim Himmel, Kind, ist denn nicht jedes Wort, was du sagst, mich oder jeden andern zu deiner Meinung zu bereden, auch Betrug? Ist Bitten, Schmeicheln, Liebkosung, womit du von mir Alles, Alles erhalten kannst, nicht auch Betrug? Die Wahrheit allein gestattet keinen Betrug, sie fordert Gründe; aber alles andre fordert Ueberredung, und überreden mit Wort, Bitte, Liebkosung, Erregung der Phantasie, Vorstellung des Vortheils, Begeistrung, ist dasselbe, die Kunstgriffe der Beredtsamkeit, die dich ja der Hofrath selbst gelehrt hat.

Ja, da war die arme Betty geschlagen; denn das hatte der Hofrath wirklich gethan.

Sie sah nun wohl ein, des Hofraths System sey nicht auszuführen; allein das System der Tante konnte sie mit jeder Stunde auf die Probe stellen, und es hielt die Probe; ja, die Tante war so listig gewesen, Betty zu bereden, ihr System sogleich an dem Hofrath selbst zu probiren, der doch den Menschen, besonders Betty, so genau kannte, der so weise war, ob sie nicht den Philosophen, sie ein Mädchen von funfzehn Jahren, zu allem überreden könnte, was sie wollte.

Bei dieser Idee schüttelte Betty sehr mißbilligend das schöne Köpfchen; aber sie probirte in einer lustigen Stunde es ein wenig, und sie sah, zu ihrem Erstaunen, daß der Hofrath gar nicht so gleichgültig war gegen kleine Schmeicheleien, die sie ihm machte, sogar — sie erröthete selbst dafür — über sein jugendliches Ansehen ihm machte, als einem Mann von seinen Jahren und von seiner Weisheit ziemte.

Sie machte noch allerlei kleine Versuche mit Herren und Damen, nur um ihrer Tante System auf die Probe zu stellen; aber das System hielt sich vortrefflich, und sie konnte nicht leugnen, daß man mit diesem Systeme den Menschen auf den Köpfen tanzen könnte, wenn nur nicht die andern Menschen dieses System gegen sie selbst gebrauchten, was Betty nicht eitel genug war, von sich nicht zu glauben.

Die Tante legte den Finger an die Gränze der Stirn und der Nase, und sagte bedeutend: Betty! Betty! sie gebrauchen es alle; denn alle wollen glücklich seyn; aber wenige haben deine Talente, deine Kenntnisse, die kecke Gewandtheit, die feine Schauspielerkunst, alle die Künste der Musen und Grazien, die mein System fordert.

Wie hätte da ein junges Mädchen widerstehen wollen!

Und was verlangte denn am Ende Fräulein Ehrenpreiß? Die Gräfin Montemor

sollte glücklich seyn, und dabei noch die Freude haben, das Glück sich selbst zu geben. Zu diesem Glück gehörte nun freilich die lange Litanei aus der vierten Bitte, in ihrem weitesten Sinne.

Sey glücklich! das war der unumschränkte Befehl der Natur, nicht der Tante allein, den keine Stoa hat umstürzen, über den sie nur hatte vernünfteln können. Um glücklich zu seyn, mußt du den Menschen beherrschen! Ihn zu beherrschen mußt du besonnener, ruhiger, klüger, gewandter seyn, als er selbst. Güte, Wohlthätigkeit, Theilnahme an ihm, Zuverlässigkeit gewinnt sein Vertrauen: sey also tugendhaft! Deines Glücks froh zu werden, genieße es mäßig! Hänge dich an gar nichts mit einer Leidenschaft, um jeden Verlust überwinden zu können. Denn was, Betty, was ist gewiß im Leben?

Das war des Fräuleins System, und nach und nach Betty's System geworden.

Bist du dennoch unglücklich, setzte die Tante noch hinzu: denn gegen des Zufalls rauhe Grausamkeit ist kein Schirm! — so bedaure ich dich, armes Ding. Aber ich weiß dir nichts zu sagen, die Thränen treten mir in die Augen.

Daß dieses System, so weise es auch ist, kleine Hinterthürchen hatte, durch die eine Menge kleiner Götter und Göttinnen von sehr irdischer Natur herein schwärmen konnten, ist nicht zu leugnen; aber diese geheimen Thürchen blieben auch in des Hofraths System, und — wir wollen es nur gestehen — wie in jedem Systeme in der Welt. Der Pastor Lasius nannte das fromm die Erbsünde; Brunn behauptete, jede Thüre ginge auf, wenn man das dreizehnte Kapitel des Lykurgs nicht ganz befolgte. Lasius lehrte als Mittel dagegen: bewahre dein Herz heilig, und fürchte Gott! Brunn: erhebe dich über das Leben und über das Glück! Sey frei! die Tugend ist die Frei-

heit! Die arme Ehrenpreiß sagte nur: sey tugendhaft, um glücklich zu seyn! Und Betty fühlte tief in ihrem Innern, daß sie für die Tugend gemacht war. Sie schwor dem Hofrath an ihrem funfzehnten Geburtstage, da die Rührung von der Rede des Predigers, der sie konfirmirt hatte, noch in ihrer Seele nachzitterte, nie den Agathodämon, nie die Grazien in ihrem Innern zu erzürnen, nie die Harmonie zwischen Vernunft und Sinn durch rauhen Mißlaut zu entweihen.

Anne lag an diesem Tage eingeschlossen in ihrem Zimmerchen demüthig auf den Knieen vor Gott, und heiße Thränen drangen aus der frommen Seele und aus den Augen und wurden zu glühenden Gebeten und Gelübden, des heutigen Tages nie zu vergessen, und vor Gottes allsehendem Auge in reiner Heiligkeit zu wandeln.

Ludwig stand an dem Tage auf einer Felsenspitze, und legte die geballte Faust auf

das Herz, das Lasius mit wenig Worten bis auf die Wurzel gespalten hatte, und dann auf das heiße Auge, aus dem eine glühende Thräne hervor quoll, und schwor und rief es zum Himmel empor, daß er, wenn es der Himmel jetzt gleich von ihm forderte, daß er, wie der Heilige, auf dessen großen Namen er heute gesegnet war, sein Leben für das Recht, für den Freund, für die Geliebte, für den Menschen, für die Wahrheit wegwerfen, zerstören wollte, wie die Thräne, die er jetzt im heißen, blinden Auge zerdrückte. Und da schwoll seine Brust auf, und seine Seele haderte mit dem Leben, das keine Thaten fordert, sondern nur die lumpigste Tugend von allen, und die schwerste, Geduld, und schwor, er wollte es wenigstens die Schurken im Leben fühlen lassen, daß er gegen sie keine Geduld hätte.

So ging er hinab, und weicher umfaßte er Annen und den sanften Johannes, und schwor heimlich, alle seine Freuden den bei-

den zu geben, und alle ihre Leiden dafür auf sich zu nehmen.

Die Systeme waren wohl nicht so sehr schuld, als die Beispiele, unter denen sie lebten, an diesen verschiedenen Aeußerungen.

Die schöne Gräfin Montemor, mit der man den Tag über hin und her philosophirte, ließ ihr Pfund nicht ungebraucht. Sie machte allerlei kleine Versuche mit den Menschen um sich her, und da sie recht planmäßig verfuhr, so gelang jedes Experiment mit Alt und Jung. Das schöne, unschuldige, große, blaue Auge füllte sich mit Vergnügen und Triumph darüber; aber es konnte nicht fehlen, eine kleine Verachtung gegen den Menschen, von der sie etwa sich, und die Tante, ihre alte Freundin, die deutsche Gouvernante, den Engländer besonders, und den Hofrath ausnahm, bemächtigte sich ihres Kopfes, und zugleich setzte sich der Stolz und der Entschluß fest, sich so wenig wie möglich selbst zu Versuchen für andre herzu-

ben, lieber zu herrschen als zu dienen, sich von dem Vergnügen täuschen zu lassen, aber ohne je den Gedanken zu verlieren, daß es Täuschung ist.

Gut war sie wahrhaftig, trotz diesen Grundsätzen, tausend Mahl besser als ihre Tante, die auch gut, mitleidig und sogar edel war, wenn sie nicht beleidigt wurde. Es war Betty's höchstes Vergnügen, Jemandem auf ihre Kosten einen Dienst zu leisten. Die Armen gingen zufrieden von ihrer Thüre; die Unglücklichen, denen sie ins Geheim half, dankten Gott, daß er von Zeit zu Zeit Engel von Himmel in Betty's Gestalt auf die Erde sendete.

Und wer hätte anders sagen mögen, wer sie sah in frischem Glanze der Jugendschönheit, und des unnennbaren Seelenreizes im Gesicht? wer sie reden, lesen, singen hörte, als ob die Muse mit der Grazie hierin wetteiferte? wer sie ihre Gedanken entwickeln

hörte, mit der einfachen, schönen Beredtsamkeit, mit der lebendigen Wahrheit, mit dem unschuldigen Eifer, mit der warmen Theilnahme, die sie nach und nach begeisterten. O sie war unwiderstehlich!

Aber wenn sie ihre kleinen Schauspielerkünste gebrauchte, tanzte, die Unschuld der Kinder nachahmte und übertraf, mit denen sie sich beschäftigte, auf ihrem Gesicht, in ihren Gedanken, in den Worten nichts war, als die rührende Einfalt, als die freundliche Unschuld des Kindes; dann hätten ihr die Grazien selbst den Preis geben müssen. Das wußte sie selbst.

Das Schönste, was das Leben hat! Sie hatte nie in ihrem Leben so deutlich geträumt. Was ist das Schönste im Leben? fragte sie lachend noch den Abend alle Menschen. Ein Alter, der die Frage hörte,

sagte ihr: ein Tugendhafter, der mit dem Unglück ringt.

Warum nicht, ein Tugendhafter in dessen Augen die Entzückungen des Paradieses glänzen?

Das oder Jenes! war des Alten Antwort. Sie ging lächelnd davon mit den leisen Worten: wie leicht man sich selbst fangen könnte, wenn man denkt, was man wünscht.

Sie sah Ludwigen im Garten. Sie gestand: er war schön; aber ein Sehrohr verschönert immer. Sie sah ihn ausreiten, ohne die Entzückungen der Kindheit auf dem Gesicht, und dennoch war der Jüngling schön. Und was ihm so wohl stand, konnte sie nicht nennen, es war nicht das edle Gesicht, nicht die stolze, schlanke Figur, es war etwas Geistiges, was alle seine Bewegungen begleitete. Warum nicht gar, sagte

sie über den Ausdruck lachend: der Gürtel Zytherens, den ihm Amor geliehen?

Sie verschloß den Tubus, und bat ihre Jungfer die Blumen und Bäume auf dem Balkon zu begießen, weil sie es immer vergäße. Aber da sie zwei Tage darauf zu dem General Rangnau gebeten wurden, wohin der Malteser Gesandte kommen sollte, da lächelte Betty doch. Sie zog sich nach einer kurzen Ueberlegung à l'enfant an, und sie fuhren hin.

Die erste Frage des Fräuleins an den Gesandten war nach dem Oheim auf Malta. Betty stand an der Tante Seite, und schaute ein wenig umher nach dem jungen Ritter, der nicht da war. Der Gesandte warf von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf das schöne Engelkind, das neben der Tante stand, und in ihrer Kleidung gar nichts besonders hatte als den italiänischen Schleier, den die Signora Simonetti sie hatte tragen lehren.

Das Fräulein präsentirte ihre Nichte.

Wenn Auge und Haar schwarz wären, sagte der Malteser, so würde ich diese junge Dame ohne Anstand als eine Landsmännin in meiner Muttersprache begrüßen.

Das thun Sie, rief der General: das thun Sie. Der Ritter sah den General an, dann Betty, die sanft erröthete; er redete sie italiänisch an, und Betty mit einer süßen Verwirrung antwortete, und jede Antwort war die geistreiche Naivetät eines unschuldigen Kindes.

Sie ist in Italien gewesen, sagte er: denn sie redet wie eine Römerin, rein und schön.

So, sagte der General leise zu dem Ritter: so redet das Mädchen, glaub ich, wie der König Mithridat, zehn Sprachen, Herr Ritter.

Daß die Landsmännin am Tisch neben dem Ritter sitzen mußte, kann man der Ar-

tigkeit des Generals zutrauen, und daß das Kind dem tapfern Ritter nach funfzehn Minuten das Herz aus dem Busen heraus geschmeichelt hatte, so daß er, trotz des grauen Haars, hätte ihr Ritter lieber seyn mögen, als des Ordens, das hatte Betty gewollt, und sie war nichts als ein unschuldiges, zutrauenvolles Kind gewesen, das sich erzählen ließ von dem Gelübde der Ritter, von ihren Gefahren. Aber von dem jungen Menschen kam doch nicht ein Wort vor.

Aber wissen Sie, rief auf ein Mahl der Malteser dem Fräulein Brunn, die gegen ihm über saß, zu: daß in meinem Hause Jemand wohnt, dem Sie, mein Fräulein, eine unermeßliche Verpflichtung haben.

Alle Welt! wer? rief der General in falschem Eifer; er hatte die Idee, durch den Ritter einen armen Teufel von Neffen in den Orden zu bringen.

Mein Malteser, den Sie kennen, Herr General, antwortete der Malteser ruhig.

Alle Welt! ja! den kenne ich. Wie denn so, liebster Freund? Der Graf Rausag, nemlich, meine Damen, Amor und Mars in einer Person! Warum, das habe ich schon zehn tausend Mahl fragen wollen, habe ich nicht die Ehre, ihn —

Der Ritter lächelte: sehen Sie, da haben Sie eine von den Eigenheiten des seltsamen, aber seltenen jungen Menschen. Er haßt die Diners wie die Sünde.

Was? fragte eine halbtaube Dame voll Erstaunen. Die Soupees sind —

Die Soupees auch, die großen Gesellschaften, alle, alle!

Sie sprachen von einer Verpflichtung, die ich, Herr Ritter? sagte Ehrenpreiß.

Der Ritter erzählte, daß der Graf Rausag ihrem Oheim das Leben gerettet hatte.

Betty that noch eine Frage italiänisch nach dem Oheim Brunn, und der Bege-

benheit. Sie freute sich, daß Niemand weiter am Tisch italiänisch verstand. Der Ritter erzählte ihr, denn er war selbst mit auf der Galeere gewesen. Er erzählte ihr mit der Lebendigkeit eines Augenzeugen, mit dem natürlichen, feurigen Interesse, das der Mensch alle Mahl an dem Heldenmuth eines jungen Menschen nimmt.

Ich wollte, setzte er hinzu: Sie hätten ihn nur ein Mahl gesehen, um zu wissen, was ich meine, wenn ich mit dieser Begeisterung von ihm rede. Betty machte eine Bewegung über den Tisch hin, um ein Erröthen zu verbergen. Wir nannten ihn auf der Insel: Kastor! Göttersohn! Und in der That, liebe Gräfin, man konnte nichts Aehnlichers sehen, als unsern jungen Malteser, und eine alte Statüe aus den schönen Zeiten der griechischen Kunst, die Kastor heißt oder der Göttersohn. Ich wollte bei meinem Gelübde behaupten, liebe Gräfin, er wäre das Schönste, was das Leben

hat, wenn der jetzige Tag nicht gewesen wäre.

Betty lächelte so unschuldig den Ritter an, als hätte sie die feine Artigkeit nicht bemerkt, die er ihr eben gesagt hatte; und ihr Herz pochte noch mehr bei den Worten: er ist das Schönste, was das Leben hat.

Sie fragte wieder nach dem Grafen. Der Ritter erzählte von seinen Sitten, von seiner Mäßigkeit, seiner Großmuth, von seinen Kenntnissen, von seiner Liebenswürdigkeit so viel, mit einem so freundschaftlichen Eifer, und so im Einzelnen, daß Betty den jungen Grafen schon ganz und gar zu kennen glaubte.

Er hatte ihrem Großoheim das Leben gerettet; sagte sie dem Ritter unschuldig: das Wenigste, was sie aus Dankbarkeit thun konnte, war doch, nach, ihm zu fragen.

Der Ritter war entzückt von seiner schönen, unschuldigen und doch so fein fühlenden

und geistreichen Nachbarin. Er behandelte nach Tisch das Fräulein Brunn so ausgezeichnet artig, daß Fräulein Brunn nicht umhin konnte ihm zu sagen: Sie wünschte, wenn es seyn könnte etwas Näheres von ihrem Oheim zu wissen.

Betty sah das Verbeugen der beiden, und dachte: ich werde ja diesen Göttersohn sehen. Und wenn ich mich darauf verstehe, so wird er schon etwas von mir wissen, ehe er kommt; was mir die ersten Worte leicht macht, die gegen so einen Heros leicht stocken könnten.

Aber er kam nicht mit dem Ritter. Sie sah ihn immer nicht.

Ludwig an Schrader.

***

Ich thue Unrecht, liebster Schrader, wenn ich klagen will, auch treibt ja die Freude den Triumphwagen meines Lebens,

Das weißt du ja, wie froh der Erndtekranz, die Weinlese mich machte. Jedes frohe Gesicht spiegelt sich auf meinem noch jetzt ab; die schreienden Töne der einen Geige, wozu ein frohes Völkchen tanzte, zog mich noch gestern, wie immer an. Ich setzte mich in die Nähe auf den Hügel, dann lehnte ich mich an die Laube aus Tannenreisern geflochten, und nach einer halben Stunde war ich der Wirth des fröhlichen Haufens, und ich rief mein Evan! dem Gotte der Freude so gut, als sie.

Aber ergreife ich die Feder, wie jetzt, dir zu schreiben, oder denk ich nach, was ich dem Herrn von Brunn oder dem edelfrommen Lasius oder Annen schreiben möchte, so werden es Klagen, nichts als Klagen. Mir fällt nicht ein, wie glücklich ich vor Tausenden bin; ich denke nicht an die Freudengesänge, die von jedem Rebenhügel, von jedem Erndtefelde, von jedem Fest- und Feiertage, von jeder Wiege, von jedem

Hochzeitmahle, aus den Millionen kleinen Tempeln der Freude, eines Gewinnstes, einer Standeserhöhung, jeder gelungenen Unternehmung, jedes geendigten Schmerzens gen Himmel steigen. Ich denke nicht an die frohen Athemzüge der Millionen Gesunden, sondern nur an die Seufzer der wenigen Kranken und Unglücklichen, an die frühen Gräber, an — ach, an wie viel mehr, was mein Herz beklemmt; an alles Vergebliche, und an die unbesiegbare Sehnsucht darnach.

Aber ich bin darum nicht weniger froh, mein geliebter Freund; man lasse mich nur auf meinem Wege; er führt durch die Rosenlauben des Vergnügens ohnehin an der sichern Hand der Jugend.

Mit dem Ritter D'Oßola bin ich noch immer wohl zufrieden; eine schöne Jugend zwischen einer heißen Liebe und der noch heißern Begeisterung für den gottgefälligen Stand eines Religiosen getheilt, hat seinem Herzen

ein warmes Gefühl gegeben, und erhalten. In den grauen Augenwimpern des braven Helden hingen Thränen, da er mir die süße Geschichte seines Herzens, und die dunkle seines Kopfes erzählte, bis Er selbst mit dem Ritterschwerte, und der Tod mit seiner Sense, die er auf das Herz der Geliebten fallen ließ, den Knoten zerschnitt.

Es war etwas Schauerliches in der Geschichte; ich begreife nicht, wie der Mensch das alles überleben kann, das Versinken seiner ganzen Welt, ohne in das Grab nachzuspringen!

Ich habe seitdem den Chevalier lieber. Das Kreuz auf der Brust bedeckt ein Herz, und in der Geschichte mit den Tunesern war er fast so brav als Brunn, der Held.

Nun siehst du, lieber Schrader, nun kommt der Mann hier an, mit Aufträgen, wie du weißt, vom Orden, ein Paar Or-

densgüter betreffend, auf die der Hof Ansprüche macht. Da liest er nun jetzt alle Memoires, die zu haben sind, den Macchiavello, alle Friedensschlüsse, thut geheimnißvoll, macht diplomatische Besuche, und ist — ein halber Narr.

Ich muß dafür leiden, Graf, sagte er; daß Sie nirgend mit hinwollen. Man hält Sie, Ihren Aufenthalt bei mir für ein Geheimniß, das jeden meiner Schritte hindert. Man spionirt, man —

Ich will von Ihnen wegziehen, Herr Ritter.

Sieh, da fällt er mir um den Hals, und ist gut und brav. Aber dann nistet der Teufel mit allen diplomatischen Glorien behangen sich wieder in seinen Kopf, und es ist als hätte er den westphälischen Frieden zu schließen. Und ich mag nun ein Mahl mit dieser Welt nichts weiter zu thun haben.

Denn wahrlich, ich habe dir nicht ein Mahl sagen mögen, lieber Schrader, was ich in Turin bei diesem Leben zu leiden hatte. Wie ich da stand unter diesen Leuten, kalt wie der goldne Thron den sie umringen, ich mit dem warmen, jungen Herzen. Anfangs machte michs heiter und satyrisch lustig, dieser Krötengang die Stufen des Throns hinauf. Ich fing aber an den Menschen zu verachten, der auf Hand und Fuß, auf Herz und Kopf so hinaufkroch. Es erbitterte mich, und die Liebe, das warme Element meiner Seele, wurde matter.

Sind sie denn nicht unglücklich? sagtest du?

Ach, Schrader, Schrader, wann werde ich dein sanftes Herz haben, das den Menschen liebt, weil ihn Liebe beglückt. Wie ungroßmüthig bin ich noch immer, daß ich an den Menschen nichts lieben will, als m e i n e, m e i n e Tugenden!

Sieh, nun wohne ich hier, und sehne mich nach Lichtenwalde, nach Straden, nach Lüneburg, alle meine Freunde wiederzusehen, an ihrer Brust, wenn es seyn muß, vor Wonne zu sterben. Aber ich habe mir vorgesetzt, nicht eher die geheiligten Schwellen meiner Jugend zu betreten, als bis mein Herz fest ist, als bis ich sagen kann, das will ich! das ist mein Ziel!

Noch schwebt die Hoffnung wie eine Morgenröthe, die den halben Horizont umglänzt, vor mir. Ich weiß den Ort nicht, wohin ich gehen soll. Ich muß erwarten, daß die Sonne aus der Morgenröthe hervor bricht, um froh und muthig zu rufen: da ist mein Morgen! da ist mein Ziel! dahin will ich.

Noch finde ich mich nicht aus dem Labyrinthe meiner Hoffnungen, meiner Sehnsucht, meiner Träume.

Mein alter Sauser wird mir alle Tage lieber. Er stört mir alle Tage Elende auf.

O du glaubst es nicht, mit wie wenig der Mensch gebrochene Herzen heilen kann. Ich besuche Kranke, die kein Arzt besucht, und ich fange an, den Beruf des Arztes sehr ehrwürdig zu finden.

Mein Machiavello frägt oft mit drohendem Finger: wo stecken Sie immer? Was würde er sagen, wenn er wüßte: an dem harten Lager der Armuth und an dem Dornenlager verschmachtender Kranker. Sollten wir ja Feinde werden, so will ich ihm vorschlagen, er soll mich zum Gesandtschaftsarzt erklären. Einen Legationssekretär hat er schon angenommen, den er täglich, bei verschlossenen Thüren, ich glaube mathematische Formeln abschreiben läßt als Chiffern, und was das lustigste ist — sieh Schrader, ich kann ja lachen — er überredet sogar hier den halben Hof, daß seine Gesandtschaft etwas bedeutet.

O mein Lichtenwalde! o mein Straden! O mein Schrader, lebe wohl!

Ludwig an Schrader.

***

Ich habe doch aus meiner Jugend eine Blüthe wieder gefunden, einen Ton aus dem Liede vom Lämmchen, lieber Schrader, und das ging so zu.

Gegen uns über wohnt eine reiche Dame, deren Karossengerassel mich oft störte, wenn ich Mitternachts allein im Garten war, die einzige Sitte, die mir noch von Italien her übrig ist; aber an den stillen Abenden höre ich zuweilen Musik aus dem Hause schallen, die in der That so gut war, daß ich den Geschmack des Hauses achtete, meistens Quartetts von Meistern gegeben.

Das war alles; ich war ihr Zuhörer, und da die Musik an bestimmte Tage fiel, so war ich in Ordnung damit. Doch höre ich einst um Mitternacht die Töne eines Fortepiano's, und eine geübte Hand wenigstens, dann höre ich das Ohr, und endlich das

Herz des Spielers, oft in kräftigen, frohen, raschen Phantasien, dann in sanften, bedeutenden, fugirten Gängen, die der Spieler eben erfand. Das hörte man an den Nachahmungen bekannter Fugen, besonders der schweren in Fdur von Händel.

Es ergötzte mich, aus der Art des Spieles mir den Spieler zusammen zu setzen. Ein fröhlicher, kräftiger, witziger, junger Mann, dachte ich, sich in allen Quellen des frischen, jungen Lebens berauschend, entschlossen für jedes Wagstück, mit blitzendem, schwarzem Aug, krausem Haar, stolzer Stirn, hoher, offner Brust, freimüthig, offenherzig.

Ich stellte mich zuweilen an die vergitterte Gartenthüre, um, wenn ich ihn sähe, zu sagen: das ist er! Auf ein Mahl greift beim Solfeggiren eine weibliche Stimme ein, und hilft dem Spiel.

Daß es mein Spieler war, daran war kein Zweifel. Denn Gesang und Spiel gingen wagend mit einander, wagend und bessernd. Und nach einer Pause erklingt mit triumphirender Stimme, fast als stände ich in Venedig unter einem Balkon, mein Lieblingsgesang: mi paventi, im vorigen Charakter, kräftig, sicher, die Schwierigkeiten verachtend, alles wagend und glücklich.

In der That, ich war froh überrascht und seltsam; denn die Gestalt des Mannes wollte nicht verschwinden, und so wurde die kolossale Gestalt einer bewaffneten Göttin daraus; ein ewiger Widerspruch meines Bildes und der Wirklichkeit.

Den andern Morgen frage ich den Gärtner, wer wohnt dort? und die Antwort ist: Fräulein Brunn.

Brunn? Ich setzte nun zusammen. Mein Ritter hatte mir von der Frau von

Brunn und ihrer Tochter erzählt, und daß ich meine Welt gar nicht verstände, wenn ich nicht der Dame meinen Besuch machte, der er unglücklicher Weise unsern Kreuzzug gegen die Ungläubigen erzählt hätte.

Ich wußte, daß keine Frau von Brunn mit einer Tochter da seyn konnte, die nah verwandt war mit den Brunns, und achtete nicht drauf. Mein Ritter brach, wie er ist, das Gespräch darüber ganz ab.

Frau von Brunn? sagte ich zum Gärtner; mit ihrer Tochter?

Fräulein Brunn, antwortete der: mit ihrer Nichte, der Gräfin Elisabeth Montemor.

Bei diesem Wort, Schrader, schwebte die Graziengestalt aus meiner Jugend tanzend, wogend, wie ein Saatfeld, worin der Wind, wogt, tanzend wie die Wellen des Meers vor mir. Du weißt ja, wie tief des Mäd-

chens Gestalt in meine Phantasie einge- drückt war. Da steht sie vor mir, das liebliche Kind, leicht wie ein Zephyr, und nun mi paventi! die hohe Göttin, und dann wieder der wilde, fröhliche, verwegene Mann. Ich konnte es auf keine Weise zusammen fassen.

Gräfin Montemor? sagte ich mechanisch, und den Kopf schüttelnd.

Ganz gewiß, Herr Ritter! (So heiß' ich hier überall, unter den Bekannten des Ritters, das gehört zu seiner Thorheit.) Ganz gewiß, wenn Sie das Fräulein oder die Gräfin etwa kennen. Sie wohnen hier ganz gewiß, und Sie können Sie auch da auf dem Balkon sehen, wo die Orangerie steht, die sie selbst begießt.

Unser Gespräch war zu Ende; aber nicht der Gang meiner Phantasie, die ihre Flügel immer mehr ausbreitete, um aus dem

Spiel, dem Gesange, und dem tanzenden Kinde Ein einziges Bild zu machen. Auch stand der Balkon mit seiner Orangerie mir vor den Augen, ob ich gleich jetzt vorsätzlich so ging, daß ich den Balkon nicht sehen konnte.

Ich ging auf mein Zimmer, und ob gleich ich nicht wollte, so flog mein Blick doch jeden Augenblick auf den Balkon, bis ich sie sah, Schrader, und mit dem ersten Blick auf sie, war ihr Bild Eins, das schöne Bild der jüngsten Grazie. So stand sie vor mir, eine Orangenblüthe an ihrem Busen feststeckend.

Und nun mocht ich gar nicht hinüber um das schöne Bild nicht von der Wirklichkeit verderben zu lassen. Aber schön ist sie, Schrader, bei Gott, schön wie der Traum der ersten Liebe.

Ludwig an Schrader.

***

Ich habe die Gräfin Montemor gesprochen, konnte ichs doch nicht länger abwehren; aber — warum heuchle ich mit dir, mein Freund? — sahe ichs doch gern, daß mein Gesandter wieder davon anhob.

Mein Ritter führte mich ein. Ich erkannte in dem Fräulein Brunn die Züge meines edlen Vaters, meines Wohlthäters. Es war zwar nicht sein ruhiges Auge; aber es war sein Auge. Das überfiel mich nun so schnell, daß ich mich fast verrathen hätte, ich sank mit Liebe auf die Hand des Fräuleins. Ich hätte vor ihr knieen müssen, wenn nicht dann mein Geheimniß verrathen war.

Jetzt aber sagte sie, mich mit ihrem Blicke umwendend: meine Nichte, Herr Ritter, die Gräfin Montemor. Der Herr Ritter Graf Rausag.

Sie war ins Zimmer gekommen, während ich des Fräuleins Hand küßte. Da stand sie nun sich verbeugend mit der Anmuth Lächeln, mit der Liebe holdseligem Lächeln; wüßte ich ein Wort, was tausend Mahl mehr sagte: ich würde es jetzt gebrauchen, und dann nie wieder.

Ich sah erst lang nachher, daß sie in einer einfachen häuslichen Kleidung war. Ich hätte schwören können, sie wäre vor mir gestanden im reichen Schmuck einer Königin. Aber noch hatte ich kein Wort von ihr gehört. Die Tante nahm das Gespräch. Sie machte mir sanfte Vorwürfe, daß ich mich erst jetzt sehen ließe, als ihr Nachbar, sagte sie, zum Fenster hinaus zeigend auf unsern Garten. Als unser Landsmann! setzte sie hinzu, und fragte sogleich deutsch: ob ich es wäre? Mein Ritter konversirte im Bogenfenster mit einer Kammersängerin, seiner Landsmännin. Da ich deutsch antwortete, was sie nicht schien erwartet zu haben, nä-

herte sich mir die Gräfin mit einer neuen Verbeugung, die aber nur dem Landsmann galt, um einen Schritt, und nun öffneten sich die Rubinen der Lippen — ich kanns nicht anders nennen — und sie sagte: wir haben Ihnen das Leben eines theuren Verwandten zu danken. Mochte mein Gesicht sich verfinstern. Sie sagte schnell: ich will gern nichts mehr davon sagen, Herr Ritter; denn ein Ritter, glaub ich, muß so etwas thun, wie wir Andern leben. Nicht? Und wer hört sichs gern als eine That vorrücken, daß er lebt? Also kein Wort von Dank! Aber, setzte sie bewegt und doch fast muthwillig lächelnd hinzu, und pflückte von einer Blumenpyramide, die in einem Fenster des Saals stand, einen Lorbeerzweig, den sie mir brachte: aber Sie werden zum mindesten eine Blume dafür von einer Nichte des Mannes nicht verschmähen?

Die Wendung war fein; aber du hättest das feine Kompliment überhört, hättest du

die Seele gesehen, die in dem nassen, in dem heitern, frohen Blicke, in den Bewewegungen sich spiegelte.

Ich wollte doch auch etwas sagen, lieber Schrader; aber ich sah in meine Seele hinein, und alle Gedanken flohen wie Feinde. Ich mag recht hübsch ausgesehen haben: ich stand da und fächelte mich, wie eine alte Buhlschwester mit dem Lorbeerzweige, und dachte an das tanzende Kind, und an den Augenblick jetzt, die sich mit einander zu einer schönen Empfindung mischten, und so überwältigt von der gewaltsamen Empfindung, platzte ich hervor mit den Worten: ich habe Sie schon gesehen, und gerade wie ich Sie wieder sehe!

Kaum war das hervor, da hatte ich mich besonnen, daß nun verrathen war, was nicht verrathen seyn sollte. Gesehen? rief das Fräulein.

Gesehen, sagte ich mit einer großen Ruhe, und fuhr fort: gesehen nicht allein; ich war mit ihnen so bekannt, als ein Paar Landsleute in einem andern Welttheile zu seyn pflegen. Auch wars ja in einer andern Welt, in der geistigen Welt der Töne. Ich habe sie fast jede Nacht spielen hören. Ich war so verwirrt geworden zwischen dem Entschlusse, alles zu gestehen und nichts, daß ich dem Himmel dankte, wie ich nun die Erzählung ihres mi paventi hatte.

Nun denn? fragte mein Ritter, wie wir zu Hause waren. Mir fiel die Recha im Nathan ein. Seht sie nur erst, hatte mein Ritter auch gesagt. Ich hatte sie gesehen; aber ich mochte mit dem Ritter kein Wort darüber verlieren. Denn was er an ihr sah, wie ich mich nun mit dem warmen Herzen darüber einließ, war das Kleid, die Blume im Haar, höchstens die Form der Hand. Von dem Apoll hatte er nichts gese-

hen, als das Fußgestell, von der Madonne nichts als den vergoldeten Rahmen.

Meine Visite konnte nur kurz seyn, und wie ich Abschied nahm, sagte sie mit krauser Stirn zu mir: ich gönne Ihnen nichts als Gutes; aber ich kann es nicht verschweigen, ich werde nicht mehr so gut spielen und singen als sonst.

Wir mußten dem Ritter erklären, was sie meinte. Er sagte mit roher Feinheit: Sie versprechen also fleißig an ihn zu denken?

Ich hätte ihn — aber mit einer vertrauenvollen Unschuld sagte sie: recht fleißig, wenn er uns nicht vergessen will. Sie verbeugte sich gegen mich bei diesen Worten, als wollte sie dieses Versprechen bestätigen. Wir gingen.

Das alles war in zehn Minuten, liebster Schrader, die sich aber durch den Inhalt zu zehn Jahren ausdehnten. Doch, es war

heute, heute, erst heute; da haftet noch jeder fremde Eindruck, jedes andre Gefühl, was nicht mit dem wahren Eins ist. Mein alter Johann, dem ich viel zu danken habe, sagte immer, man muß alles erst beschlafen, nur das Gute nicht.

Und so gute Nacht, Schrader.

Ludwig an Schrader.

***

Du sagtest ein Mahl zu mir, es war in Padua, wo die junge Griechin einen so gewaltsamen Eindruck auf mein Herz gemacht hatte; du sagtest zu mir: du, Ludwig, strebst nach einem Lebensgenuß, den nur innere und reine Vollkommenheit geben kann, und so hast du nur Ein Mittel dich zu retten, dich von so vielen Banden der Gesellschaft loszumachen, als es dir möglich ist. Du mußt ganz unabhängig seyn gegen Schmerz und Glück, gegen Lob und Tadel, um — hier standest du auf und ergriffst

wehmüthig meine Hand; um — um mit allem, was dich einst umgeben soll, in das reinste Verhältniß zu kommen.

Du warst wundersam gerührt, ich auch; aber ich wußte nicht worüber.

Als wir nach Venedig kamen, und auf ein Mahl meine Neigung für die Griechin, ich wußte selbst nicht warum, auf ewig vorüber war; da sagtest du mir noch ein Mahl dasselbe, mit noch tieferer Wehmuth. Und wie ich dich umarmte, da sagtest du fast schluchzend: hüte dich Herzen zu zerbrechen, weil du sie nicht lieben kannst!

Ich stieg in eine Gondel um nach Lido hinüber zu fahren. Ich ziehe meine Schreibtafel hervor, um deine Worte aufzuschreiben, weil du sie mir mit dieser innersten Bewegung gesagt hattest. Ich schreibe sie auf, und finde fast dieselben Worte in der Tafel von Padua her.

Ich legte mich in die Gondel zurück, und zerlege deine Worte. Mich dünkt, mein Freund, ich habe sie verstanden. Ach, mich dünkt, ich hätte meine Jugendeinsamkeit, meine Freunde aus der Kindheit nie verlassen sollen. Ich ahne fast, Schrader, ich werde so einsam sterben, so verlassen, als ich gebohren war.

Ja, Schrader, ich könnte diese Montemor lieben. Ich könnte — du weißt ja, was das einem Jünglinge heißt. Ehe ich zum zweiten Mahle hinging, blätterte ich in meinen alten Papieren, und fand in der Schreibtafel deine Worte: hüte dich Herzen zu zerbrechen, weil du sie nicht lieben kannst. Auf ein Mahl stand mein Verhältniß zu der Gräfin hell und klar vor meinen Augen, und glaube mir, ich werde mich bescheiden. Ich hoffe, du traust mir die Gewalt über mich selbst zu, und was die Gräfin betrifft. Sieh, der Zufall hat ja ihr Verhältniß zu mir recht glücklich bestimmt. Ich heiße

überall Ritter, so gut als der Gesandte, überall der Malteser. Ich bin gewiß, er wird dem Gerücht nicht widersprechen, und so gelte ich dafür um so mehr, da mein Kreuzzug durch ihn bekannt genug ist.

Und so bin ich da gewesen, mehr, mehr, als du gut finden würdest, mehr als ich — gut finde; aber du siehst ja, wie kalt ich dir es schreibe.

Warum denn kalt? frage ich. Wozu soll diese Heuchelei? diese Mummerei? Nein, nein, mein Freund, ich will dirs warm sagen, und aus meinem Herzen mögen Flammen und Thränen hervor brechen, sagen muß ich dir, daß ich diese Elisabeth liebe! Diese Gräfin Montemor! Und wäre sie die Beherrscherin des Erdballs, ich würde sie lieben; und wäre sie eine Hirtin in einem kleinen Thale, das nur ihre Hütte faßt, und ihre Weide für drei Lämmer, so würde ich in dem Thale wohnen, und es meine Welt heißen.

Aber heißt lieben denn hassen, zerstören? Muß denn in dem Herzen neben der reinen Flamme der Bewundrung des Schönen die dunkelrothe, schmutzige Flamme der Begierde brennen? Das ist so wahr, als etwas anders, was ich je gefühlt habe. Warum sollte ich denn nicht hingehn? Warum soll ich nicht in des Frühlings weiche Blumenarme fallen? weil ich in die Gluten des Sommers, in das Eis des Winters hinaus muß?

Und wäre ich, was ich heiße, dürfte ich unter den segnenden Blicken ihrer Verwandten ihre Hand fassen, zum ewigen Bunde; es gäbe Augenblicke, wo ich sagen müßte, die Liebe kann sie nicht erheben. Sie würde der Liebe einen unschätzbaren Werth geben; aber die Liebe nicht ihr.

Sieh, ich sitze zuweilen unter dem Dache meiner Linden, und höre in der Ferne ihr Spiel, ihre Stimme, und da fällt mir

wohl ein, wäre sie eines Patriarchen Tochter oder die Tochter eines Armen, oder eine verlassene Waise! — aber wäre sie nicht, was sie ist, wie viel minder wäre sie denn? Ihr Geist, so wie die Palme in dem heißen Boden des Südens, das schöne Bild der unermeßlich reichen Natur geworden ist, ihr reicher Geist wäre verarmt in dem kalten Boden, in den Nebeln des Nordens.

Nein, nein, der Keim ihres Reichthums lag in ihrem Herzen; aber so und nicht anders konnte er emportreiben. Das beruhigt mich. Ich fasse mich, Schrader. Ich übertrete die Grenze nicht, die das Paradies einschließt.

Ich wollte sie dir beschreiben; aber ich muß jetzt dazu lachen. Auch kann ich dir von allen unsern Reisen kein Gemählde nennen, das ihr ähnelte. Denn was ich an ihr liebe, ist das tausendfache, reiche Leben ihres Geistes, der tausendfach gebrochene Far-

benstrahl des reinen, weißen Aetherlichts ihrer Seele; dieser erwachte milde Frühling schöner Blüthen, eines tausendfach gestalteten, regen, fruchtbaren Lebens!

Lächle nicht, lieber Freund! denn du könntest hier auf Greise treffen, die von meinen Worten von ihr sagen würden: wie wenig! Und sie allein weiß es nicht, allein nicht, was sie ist, wie sie ist. Sie flattert umher im Sonnenschein ihrer Heiterkeit, ihrer kindlichen Unschuld so folgend dem reinen Triebe der Natur, ihres Herzens, liebt alles um sich her mit lachender Liebe, ist mit Kindern von zehn Jahren ein Kind, mit ihrem Lehrer eine Muse, mit dem Unglücklichen eine helfende Göttin, und mit mir ein Mädchen, aber ohne alle Mädchenansprüche, ein Mädchen, als hätte sie zu Gesners Hirtinnen gesessen.

Ludwig an Schrader.

***

Ich habe sie wieder, Schrader, meiner Jugend Gespielen, meine Anne, meinen Johannes, und nun mag die Welt ihr verkehrtes Spiel treiben, mich kümmerts nicht, Schrader. Es ist mir ja, als wäre ich aus dem dumpfen, dunkeln Kerker an das Licht der Freiheit getreten, an das Licht des Lebens, seit ich sie habe. Nein, es taugte nicht, Schrader, daß ich hier unthätig zu den Füßen, wenn auch einer Göttin lag, das fühle ich jetzt an dem frohen Muthe, der alle meine Sehnsucht gestillt, alle meine Unruhe verlöscht hat.

Es war des Fräuleins Geburtstag; die Gräfin Montemor wollte ihn feiern. Sie nahm alle ihre Freunde in Rath, mich besonders. Elisabeths Lehrer, ein braver Mann, ein gelehrter Mann, mit dem ich jetzt recht wohl fertig werde, ob er gleich

noch immer nichts schön zu finden den Muth hat, was nicht Winkelmann oder irgend ein andrer großer Mann so gefunden hat; aber er ist der Gräfin Lehrer, und sie achtet ihn sehr. — Dieser Mann erfand denn so eine Allegorie, eine kalte Feierlichkeit, die mir vorkommt, wie eine gemahlte Torte aus Schnee, bei der ich denn meine Schneemännchenrolle auch bekam, und zwar eine Hauptrolle.

Da gabs Transparents, die den Frühling machen sollten, ein Judenjunge machte die Nachtigall dazu, kurz, der ganze Opernaparat, womit der eitle, arme Mensch die Liebe zu ersetzen glaubt. Kurz, ich lasse mir das, weil Elisabeth mich darum bat, gefallen.

Den Abend vorher erhält das Fräulein einen Brief. Mein armer Bruder Wilhelm! sagt sie und schlägt den Brief zu. Ihm ist doch wohl? frage ich.

Ich wußte, er war in Gasteig, bei seinem Freunde, dem Herrn von Gasteig, für den ganzen Sommer, und eben seine Abwesenheit hatte mich abgehalten, nach Straden und Lichtenwalde zu gehen.

Ihm ist wohl, sagte das Fräulein kalt: aber er hat einen Freund, zwar nur einen Prediger; aber nach meines Bruders Beschreibung, ein sehr ehrenwerther Mann, und dieser Prediger liegt am Tode.

In diesem Augenblick öffnete die Thüre sich, und eine Menge Menschen traten ein. Man sah nicht, daß ich blaß war, wie ein Sterbender; man sah nicht, daß ich zur Nebenthüre hinaus gehe. Ich stürze hinab, wie durch eine dicke Finsterniß. Ich komme zu Hause, ich rufe meinen alten Bedienten. Niemand ist da.

Ich gehe in den Stall, sattle mein Pferd, nehme den Mantel des Kutschers, setze mich auf, und fliege den Weg nach Lichten-

walde. Glücklicher Weise hatte ich Geld bei mir. Denn ich dachte an nichts anders, als an meinen sterbenden Freund.

Nach einem Ritte von zehn Meilen, den nur mein Afrikaner machen konnte, nehme ich Kurierpferde, reite Tag und Nacht, als jagte mich der Tod, und kam denn endlich in Lichtenwalde an.

O wie war mir, wie ich den Thurm, das Strohdach unter den Linden erblickte. Ich fragte, und eine Todeskälte ergoß sich durch meine Seele: lebt der Pastor noch?

Noch lebt er! war die Antwort, und ich werfe mich vom Pferde und stürze über den Hof, in das Haus, und öffne leise die Zimmerthüre.

Erstarrt blieb ich auf der Schwelle stehen; denn da lag er mit verschlossenen Augen im leisen Schlummer, das Gesicht zu mir hergewendet, ach, das Gesicht, auf

dem schon wechselnd die gelben Blitze des Todesengels spielten.

Ich zitterte, er würde diesen Augenblick sterben. Sage ihm, Anne, sagte ich zitternd, alles vergessend: sage ihm, daß ich hier bin. Da wendete sich das bleiche Gesicht Annens langsam zu mir um. Sie sprang auf, denn sie kniete vor seinem Bette. Sie legte das Haupt an mein Herz und sagte: er stirbt, Ludwig! — Gott Lob, hob sie nach einer Pause an, daß du gekommen bist; denn nach dir verlangte ihn, ehe er der Mutter nach ins Grab ginge.

Auch die Mutter! sagte ich die Hände zusammen schlagend und schluchzend.

Vor acht Tagen begruben wir sie, sagte Anne mit leisen Seufzern, kaum. Oder, bist du ein Engel, der ihn zu trösten kommt? fragte sie jetzt furchsam zurücktretend: denn du warst ja in Asien, Ludwig? Bist du? sagte sie furchtsamer noch weiter zu-

rücktretend. Ein Engel ist ihm in seinen Träumen erschienen, dir ähnlich, aber mit Flügeln an den Schultern. Ach, da er so sehr nach dir und dem Herrn von Brunn verlangte, da betete ich, Gott möchte ihm einen Engel senden in deiner Gestalt, der seinen Tod sanfter machte.

Ich bin Ludwig, Anne; sieh, hier trage ich deinen Ring ja, auf dem Herzen, das jetzt der Schmerz zerreißt; aber sage ihm, daß ich hier bin.

Sie faßte seine Hand; er schlug matt die Augen auf. Vater, Ludwig ist da. Ich kam jetzt näher. Er reichte mir die Hand. Ludwig, sagte er: ich sterbe; aber ich hinterlasse meinen Kindern zwei Freunde, dich und Brunn. Anne, hole Johannes. Anne ging.

Hier richtete der Sterbende sich mit meiner Hülfe auf. Ludwig, sagte er: mein weicher Johannes bedarf, wie das duftende

Geisblatt, einer Mauer, woran er sich lehnt. Sey sein Bruder, sein Vater. Er ist verwaist, wahrlich ohne dich verwaist. Von Annen darf ich dir wohl nichts sagen, Ludwig. Ich denke du liebst sie. Nicht?

O mein Vater, rief ich knieend: Sie kennen mich ja.

Man wird sie von dir fordern, Ludwig. Aber bedenke, bedenke, und vergiß es nicht, daß Anne, daß dieses fromme Engelherz keinem Herzen mehr angehört, als dir. Dürfte ich wünschen — nein, nein, Ludwig. — Aber bedenke, was ich dir gesagt habe.

Hier traten Anne und Johannes ins Zimmer. Er legte ihre beiden Hände in meine. Ich, sagte er mit immer leiserer Stimme: ich gebe Euch Ludwigen. Folgt ihm. Ludwig, sey ihr Alles! Gott Lob, ich sah dich noch. Grüßt Brunn von mir. Und nun —

Er streckte die Hand aus, uns zu segnen, und in dem Augenblicke sank er hinten über, und er war todt.

Es gibt einen Schmerz, Schrader, der mit gar nichts zu trösten ist, bei dem alle andern Wunden wieder aufbrechen und bluten, bei dem alles menschliche Elend in eine stilldonnernde, zerstörende Mitternacht verwandelt, das Herz mit allen Hoffnungen wie eine eiserne Mauer umfaßt, beklemmt und zerdrückt. Das war mein Schmerz, da ich den edelsten, den einfachsten und den unschuldigsten aller Menschen erstarrt und todt vor mir liegen sah.

Sein Sohn, weich wie ein Seufzer der Liebe, und sanft wie die Geduld, rief mit einer vorwurfvollen Stimme: o mußte der so sterben!

Nein, er ist nicht todt! sagte mit herzzerschneidendem Weinen Anne. Ludwig, o ich bitte dich, lege deine Hand auf sein Herz. Er kann ja nicht todt seyn! Er nicht!

Ich schüttelte den Kopf, und brachte über die erstorbenen, vertrockneten Lippen nur das leise Wort: todt! O sag es nicht, lieber Ludwig! Nein, nein! Er nicht! glaube mir, Engel umschweben sein Leben, der heiliger war als sie; er kann nicht sterben!

Da ergriff michs zu gewaltsam; in meiner Seele zogen, wie gräßliche Donner, Worte der Verzweiflung, und ich hätte sie heraus geworfen, hätten mich die beiden klagenden Kinder noch weicher gemacht. Ich stürzte hinaus in den Garten. Johannes kam mir nach. Anne schickt mich! sagte er sanft, von weitem stehen bleibend, da er den furchtbaren Wiederschein des Schmerzes auf meinem Gesicht sah. Ich winkte ihm, zurück zu gehen; denn eine Klage, Ein weicher, geduldiger Ton hätte das feste Eis, zu dem ich im grimmigen Weh erstarrt war, auf ein Mahl geschmolzen.

Dann ging ich hinein, kalt wie Eis, hart wie Marmor, ich hätte wollen jetzt die

Schöpfung zu Nichts zerfallen sehen. Aber wie ich hinein trat, drückte Anne die Augen des Gestorbenen zu, und sagte sanft: weiße, geheiligte Gestalt, ruhe sanft! und mein Herz wurde wieder weich unter ihren freundlich weinenden Tönen, mit denen sie jetzt sagte: kein Herz, das du liebtest, vergesse dich! Hier auf diesem stillgestandenen Herzen schwöre ich erst ewige Liebe!

O Schrader, wäre kein Tod, würde denn der Mensch so lieben können? ich, ich hätte ihn nie so, nie einen Menschen so geliebt, als da ich zu seiner Leiche trat, und meine Hand auf sein Herz legte, und denselben Schwur that, den Anne that.

Und wie ichs gethan hatte, fiel sie in meine Arme, und rief nun schmerzlich schluchzend: nun gehöre ich dir an, Ludwig! Und ich sagte: tröste dich, ich will dich ja fast so lieben, als der Todte!

In dem Augenblicke traten die beiden Töchter des Pfarrers mit ihren Männern

ins Zimmer. Dieser Zwischenakt, wie alle, zerstreuten den Schmerz, der seine tödtenden Dolche immer tiefer in unsre Herzen grub. Sie waren beide arm, und ihre Männer brave Leute, Prediger beide; aber arm.

Das erste was der Eine that, war: er kündigte dem armen Johannes den Tod seines Vaters noch ein Mahl mit harten Worten an. Johannes Eltern waren beide todt. Er sagte: tröste dich Johannes, wir wollen, so arm wir sind, thun was wir können. Freilich bist du nun sehr arm. Das Studieren wird nicht gehen.

Anne trat mit leisen Schritten an meine Seite, mit einem ängstlichen Gesicht; weil des harten Mannes Blick sie schon durchbohrte, ehe es die Stimme konnte.

Es war mir lieb, daß etwas andres mich von dem Schmerze abzog. Ich sagte: für Johannes und für Annens Geschick habe ich zu sorgen; mein verstorbener Freund hat sie mir übergeben.

Diese Erklärung brachte denn alles ins Gleiche. Es kam sogar bis zu dem kleinsten Grade des Vergnügens; aber mir fiel es schwer, recht schwer auf das erstarrte Herz: ach! daß der Mensch, der gebückt wie ein Opferthier unter der Sense des Todes seinen Weg geht, und immer den letzten, — noch am Opferaltar sein Leben nach Geld ausmißt: ach, daß er auf einem Grabe ungroßmüthig seyn kann; ach, daß er vor einer Leiche, der nichts übrig ist von dem Leben, als Thränen, und der Schmerz der Liebe, etwas anders wünschen kann, als Herzen mit Liebe zu füllen! Das bewegte mich so sehr, daß ich hinaus mußte. Ich hob meine Blicke gen Himmel, um da Trost zu finden; aber ich sah da nichts, als eine stumme, gefühllose, blaue Wüste.

Aber es war gut, daß zwischen diesen Akten des finstern, herzzerstörenden Trauerspiels der kleinliche Narr des Lebens, der Mensch mit seinen Armseligkeiten hervor

fuhr, wie hätten wir sonst, ohne zu sterben, sehen wollen, hören wollen, wie sie den Sarg zunagelten, wie sie ihn versenkten, wie die Erdschollen über den Sarg herab rollten.

Den zweiten Tag nach dem Begräbnisse reisten wir, Anne, Johannes und ich, ab, auf ewig von Lichtenwalde.

Annens Abschied von dem Dorfe, von jedem Baume, von den beiden Gräbern ihrer Eltern, von dem Garten, von den Blumenbeeten, von dem Kanarienvogel, und dem Lamme, die sie nicht das Herz gehabt hatte, von den Erben des Predigers zu fordern, war noch rührender fast, als der Tod ihres Vaters.

Auf allen den hundert Wegen, die ihr das Abschiednehmen von der geliebten Gegend kostete, hatte sie immer ein Gefolge von den Landleuten, die mit Thränen in den Augen sie begleiteten, von Kindern, die sie wie ein Engel fromm seyn gelehrt hatte,

von Mädchen, die ihren Schutzgeist in Annens Herzen, in Annens Worten gefunden hatten.

Und diese Liebe zerbrach ihr Herz noch mehr, und da ich sie in den Wagen hob, und das blasse Gesicht betrachtete, das in der tiefen Trauer von schwarzem Kreppflor noch blasser schien, und schöner, und mir es vorkam, als könnte auch sie sterben, und ich besorgt fragte: dir ist doch wohl, liebste Anne? da antwortete sie: ach, glaube mir, Ludwig, ich werde nie einen Menschen so lieben als ihn. Ich werde um ihn ewig trauern, glaube mir! Und, Schrader, wie sie nun zugleich in unendlicher Liebe sich an mich immer fester hing, immer fester, und mir sagte: ich muß dich ja lieben; denn er hat mich ja dir übergeben.

Sie fragte nicht ein Mahl, woher ich gekommen war. Sie redete nur von ihm, von seinen Tugenden, von seiner Liebe, und so kamen wir hier in *** an.

Der Ritter, Graf Rausag fuhr mit seinen Freunden auf einem Korbwagen auf Strohsitzen zur Residenz, in kurzen Tagereisen, von Nachtquartier zu Nachtquartier, und Anne gab ihm nun von dem Tage an, da er sich von ihr losriß, um seinen Abschiedsschmerz zu verlaufen, zu verpfeifen, und zu verträumen, bis an den Tod des Predigers ihr Leben in Lichtenwalde mit allen ihren Festtagen der Freude, deren so viele waren, als Tage in den vier oder fünf Jahren.

Und zwischen durch fragte sie lächelnd: wo warst du da an diesem Tage? denn sie wußte Tag und Stunde, und Ort, und alles zu nennen, wo sie an Ludwig gedacht hatte. Sie sagte es ihm unverholen, wie über alles sie ihn geliebt hatte. Kein Erröthen sagte ihm, daß sie nicht alles sagte; kein Herzpochen ihr, daß sie zu viel ihm sagte. Sie schüttete ihm nur das volle Herz aus nach so langer Abwesenheit, und ihr

Herz war nur voll von ihm, was sie ja nicht wußte.

Sie fragte nur, wo warst du an dem Tage, zu der Stunde? Aber nicht ein Mahl, fragte sie: hast du auch an mich gedacht? Nur eine ganz reine Seele ist keines Zweifels fähig an der Treue des Freundes, und schien es doch auch Ludwigen, da er vor dieser sich öffnenden, reinen, himmlischen Seele saß, als hätte er eben so oft an sie gedacht, und mit gleicher Liebe als sie an ihn.

Er hielt ihre Hand in seiner, und beide verschlungene Hände sanken vertraulich in Annens Schooß, und sie nahm sie nur aus seiner Hand, wenn sie in ihrer Erzählung auf einen höhern Festtag kam, als auf seinen Geburtstag, auf seinen Abschiedstag, um sie zu einer stärkeren Figur zu gebrauchen, oder wenn sie an den geliebten Todten dachte, an den sie ohne gefaltene Hände nicht denken konnte.

Es war, als ob die Erzählung Annens nach und nach alles, was nicht zu Lichtenwalde und Straden gehörte, aus Ludwigs Seele verlöschte. Er saß da so ungekünstelt, so hingegeben dem Zuge der Natur, daß er, wenn sie ihre Hand zu einer höhern Figur der Liebe gebrauchte, daß er ihr wie sonst die Wangen streichelte, die seidenen, feinen, dunkeln Augenbraunen glatt machte.

Dann sanken die Hände wieder zusammen. Sie schaute ihn erst wieder mit den hellen, frommen Taubenaugen einen Augenblick lang schweigend an, wendete sie dann ab, um den Anfang zu finden, und dann fuhr sie ihn ansehend fort zu erzählen.

Was sie nicht wußte, erinnerte Johannes. Ja, sagte Anne; aber, lieber Johannes, laß es mich Ludwigen erzählen.

Und Ludwigen ging die Seele auf in einer Freude, die ganz sein war, und er fing an mit Annen, wie Anne zu plaudern, und

eine goldne, nie gefühlte Zufriedenheit legte sich wie der Sonnenschein eines Lenztages, mild und befruchtend auf seine Seele, und wie Johannes doch nun endlich fragte, wohin Ludwig sie brachte; da merkte Anne nicht ein Mahl auf die Antwort Ludwigs, sondern auf die Fortsetzung seiner Erzählung.

So kamen sie endlich nahe an die Stadt. Johannes ritt mit jugendlicher Freude Ludwigs Pferd, das sie wieder mitnahmen; desto bequemer hatten sich Anne und Ludwig in das Stroh gebettet. Anne lag halb an Ludwigs Busen, die Augen gegen ihn hoch aufgeschlagen, denn sie saß niedriger als er. So war Anne am schönsten, und er spielte mit den großen Augen, daß er sie bald verdeckte mit der Hand, bald wieder die Hand wegnahm, und so fuhren sie in die Gasse der Gärten ein.

Anne sah die schönen Gartenhäuser, und wurde aufmerksam. Sie rückte höher hin-

auf, warf ihren Arm um seinen Nacken, um sich so hoch zu erhalten, und in diesem Augenblicke kam der Ritter an der andern Seite des Wagens weg.

Er sah, er erkannte seinen jungen Malteser, auf dem Wagen eines Bauern, in seinen Armen ein Mädchen, das um den Preis der Schönheit mit der Gräfin Montemor hätte streiten können, und das seinen Arm um seinen Nacken geschlungen hatte, und er machte gar keine Anstalt den Korbwagen zu verlassen, obgleich daher Equipage an Equipage rollte.

Er sprengte mit einem leisen Fluche vorüber über die verteufelte Unbefangenheit des Grafen, der sich in den Armen eines solchen Mädchens den Blicken der Welt Preis gab. Er bat Gott, daß ihn Niemand erkennen möchte.

Es erkannte ihn Niemand, denn er bog in eine Seitenallee, und wieder in eine;

bis der Wagen vor der Gartenthür eines kleinen Hauses hielt, aus der eine kleine reinliche Frau kam, die Ludwigen mit dem Nahmen; ach, lieber Herr Doktor! Was bringen Sie denn? freundlich empfing.

Man stieg ab. Hier hatte Ludwig unter dem Nahmen Herr Doktor ein Zimmer. Er nahm noch Eins dazu. Der Garten stieß hinten an ein Wäldchen, das einsam und verlassen an dem Flusse sich wegzog, und sich mit einer schönen Wiese vereinte. Es war der Spaziergang Ludwigs, gewiß die schönste Stelle der ganzen Gegend um die Residenz; aber von Niemanden besucht.

Hier wohnst du? fragte Anne freudig.

Zuweilen, liebe Anne. Aber du sollst hier wohnen, liebe Anne. Hier ists so schön als in Lichtenwalde, und ich besuche dich alle Tage.

Anne nahm von ihrem Zimmer Besitz, von ihrer Gegend, von ihrer Aussicht. Jo-

hannes von dem andern. Ludwig gab der Wirthin seine Befehle für ihre zwei Gäste. Er nannte Annen du, und Anne. Er sagte der neugierigen Frau, es wäre seine Schwester. Die Frau fragte nach Annens Nahmen. Anne Sorgen.

Nun Herr Doktor, weiß ich auch ihren Nahmen. Sorge! Ludwig nickte, und da alles eingerichtet war, nahm er von Annen Abschied, und dahin sprengte er in die Stadt, unter der Gräfin Balkon vorüber.

Der Ritter empfing ihn mit stechenden Blicken. Lieber Graf, Ihre Abreise habe ich entschuldigt mit einer geheimen Negociation; aber womit ich ihre Wiederkunft auf einem Leiterwagen, ein junges hübsches Mädchen in ihrem Arm, ganz öffentlich, entschuldigen soll? Es ist unerhört in den diplomatischen Annalen. Wo waren Sie?

Auf einer geheimen Expedition, antwortete Ludwig kindisch zutraulich.

Er konnte seinen Frieden nicht anders machen, als daß er den Ritter in eine Gesellschaft begleitete, wo er die Gräfin fand. Es war ihm als hätte sich in den wenigen Tagen die Welt verändert, so kleinstädtisch, so geschroben, so komplimentenvoll, so rauh und stachlicht, so schwer und plump sogar fand er die Konversation, die Gesellschaft, die Sitten und alles. Seit seiner Abreise war er von dem zarten Ausdruck einer reinen Liebe, einer feinen Seele, eines zarten Gemüths so verwöhnt, daß er sogar der Gräfin Unterredung, nicht davon ausnahm.

Sie machte ihm Vorwürfe, daß er sie mit allen ihren Geburtstagsanstalten hatte sitzen lassen, und setzte hinzu: ich weiß nur nicht, wie Ihr Tyrann nicht mit seiner wichtigen geheimen Negociation vier und zwanzig Stunden hätte warten können.

Ludwig lachte; aber in demselben Augenblick verfinsterte sich auch sein Auge: ach ja! wohl war meine Reise wichtig. Denn ich habe zum ersten Mahle den Tod gesehen, und ich begreife nur nicht, wie ich seine erblaßte, heilige Gestalt mit dem Sternenkranze auf dem niedergesunkenen Haupte, und mit der gefaltnen Hand auf dem stillgestandenen Herzen, wie ich ihn, der stumm da stand in der dunklen Pforte zweier Welten, schon vergessen konnte! Ich entschuldige es nur damit, daß ein Engel die Decke von meinem frühern Leben in einem Paradiese wegnahm, und daß mein Herz, das in Entzückungen zerfloß vor dem Bilde einiger Jugendmonathe, die andre Welt mit diesem Leben verwechselte, und daß ich dachte, ich schaute vom hellern Syrius auf den hellen Mondentag des alten vergegangenen Lebens zurück.

Freilich das konnte nur ein Engel: aber ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ein so fertiger Träumer wären.

Ach, ohne diesen Traum wäre ja das Leben weniger als ein Traum. O Himmel, Gräfin, rief er auf ein Mahl lauter in einer schmerzlich frohen Begeistrung: als der Tod, kalt gegen Gebet und gegen den stummen Jammer der Erde, aufgerichtet und eisern an das Lager meines Freundes, meines Vaters trat, und als die eiserne Faust das edle Herz zerdrückte, und nun der Himmel in seinem Haupte sich verfinsterte zur unbebewegten Grabesnacht — Er war ja ein Heiliger gegen alle, gegen mich war er mehr — O wäre da nicht der schöne Traum, wie eines Engels leuchtende Gestalt gegen mir übergestanden, und hätte mir den Nahmen Unsterblichkeit zugerufen: so hätte ich ja Gott leugnen, und im grimmigen Wahnsinne sterben müssen. Denn das Leben verliert an dem Sterbebette eines

Freundes allen Werth. O nein! nein! Er streckte — denn er stand mit der Gräfin auf einem Balkon, der in den Garten hinaus ging — er streckte seine Arme gen Himmel, und sein Herz rang mit einer frommen Erbitterung und mit den Thränen der Erweichung, die er der Gräfin nicht verbarg. Gute Nacht, sagte er auf ein Mahl, mit seinen Händen die ihre auf sein Herz drückend: gute Nacht!

Er ging, und die Gräfin — so etwas hatte sie noch nicht gesehen, gehört — aber sie war gerührt, und so vergab sie, noch lange an ihn denkend, an seine thränenvollen Augen, ihm, daß er ihre Hand an seine Brust gedrückt hatte. Denn, sagte sie lächelnd: ein Betrüger ist er wahrhaftig nicht.

Aber was ist es denn gewesen? fragte sie sich selbst, und von welchen Engeln redete er? Sie verschwieg ihrer Tante das Gespräch, was sie mit dem Grafen gehabt

hatte. Sie fürchtete der Tante stechendes Lächeln, wenn sie seine Begeisterung erzählen würde. Die Tante Ehrenpreiß, die so oft hatte gegen die Begeisterung zu Felde ziehen müssen, that aus Gewohnheit feindlicher dagegen, als sie selbst fühlte. Es war ein Ehrenpunkt in ihrem Kopfe geworden, alles mögliche Böse von der Begeisterung zu sagen. Die Gräfin schwieg also. Aber sie beschloß desto fester, von dem Grafen selbst heraus zu bringen, was es gewesen war.

Sie brachte es ohne ihn heraus. Ein junger Mann, der in der Gesellschaft des Ritters D'Oßola Ludwigen hatte zurück kommen sehen, erzählte der Gräfin, was er gesehen hatte. Wie? auf einem ganz gewöhnlichen Bauerwagen, sagen Sie? fragte Ehrenpreiß.

In den Armen eines jungen, sehr hübschen Mädchens, sagen Sie? fragte die Gräfin.

Sehr hübsch, sehr schön, gnädige Gräfin. Die schwarze Kleidung — sie war in tiefer Trauer — hob den weißen Marmor der Arme, der Brust, des Halses, des Gesichts; und des Grafen Gesicht mit seinen Rosen der Freude, neben diesem etwas blassen, schönen Cäcilienkopfe. — Sie waren so nahe, daß ihr Athem sich mischte, daß ihre Wangen beim leisesten Schwanken des Wagens sich berührten. — Wenn er den Kopf gegen sie wendete, so glaubte man die schöne Gruppe Amors und Psychens lebendig vor sich zu haben.

Die Gräfin lächelte. Sie wußte nun alles. Es war seine Schwester; der geliebte Todte, um den er trauerte, sein Vater entweder, oder sein Pflegevater.

Sie hoffte das alles von ihm selbst zu hören.

Es ging der Gräfin mit diesem Menschen recht seltsam, und von so vielen Seiten

recht seltsam. Sie mußte gestehen, was alle andere Frauen gestanden, er war ein schöner Mann, und jede Bewegung an ihm war männlich schön; aber warum vernachlässigte er seinen Anzug? Aus Eitelkeit nicht; denn er dachte nicht an sich. Er hatte Sitten, er redete schön, seine Stimme war Musik, sein Ausdruck treffend, poetisch, ja zuweilen begeistert, und dann war er unwiderstehlich. Er hatte ein rasches Gefühl des Zarten, des Feinen. Er war witzig; aber sie mußte doch recht oft mit ihm schelten, daß er so oft Saal, Gesellschaft und alles vergaß, in sich versank, und wurde er angeredet, ohne Geist antwortete. Schelten mußte sie mit ihm, daß er oft das Gespräch allein an sich riß, oder gar zuweilen in tollen Einfällen sich selbst oder eine Lieblingsidee der Societät lächerlich machte.

Herr Graf, sagte sie: man versteht Sie nicht.

Das ist Schade.

Und was denkt man von Ihnen?

Das gilt mir ganz gleich. Ich denke viel schlimmer von allen den Leuten, als sie von mir. Und, und — setzte er dann hinzu: ich bins fast müde, das Leben so verlästern zu hören, als man in der großen Welt thut, das nichtige Etwas zu sehen, zu hören, was man aus dem ewigen Nichts immer aufs neue hervor bringt; müde bin ichs zu sehen, wie man den leidigen Teufel mit dem lichten Gewande der Tugend herausputzt, die hinkende Lüge zwingen will, gerade zu gehen, als die Wahrheit, und der Langenweile auf das gähnende, einfältige Haupt den Kranz der Freude, und in die schlaffe Hand den Thyrsus des Vergnügens legt. Ich will es ja gelten lassen, wenn sie mit dem Herzen und dem Kopfe, und der Unschuld, und dem Gewissen, und der Schande dazu, irgend eine große Freude, einen hohen Moment des Genusses erkauften; aber hohle Nüsse und Langeweile kaufen sie.

Denn Gräfin Elisabeth, Sie selbst — ja Sie selbst hauchen ja vergebens an das todte Gebild der Gesellschaft. Wozu soll ich mit dem Gesindel Umstände machen?

Das mußte sie anhören, sogar die Tante Ehrenpreiß mußte das anhören. Er bewies der Tante, daß jede Jahrmarktsgesellschaft in dem kleinsten Flecken, der seine Harmonie und sein Kasino so gut hat, wie der Adel, nicht so kleinstädtisch wäre, als die feinste Gesellschaft der Hauptstadt, eben weil jene kleinstädtischer wäre.

Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, die Frau Bürgermeisterin und die übrigen Damen des Fleckens wissen bei ihrer Harmonie, was sie wollen. Sie wollen sich sehen lassen. Das thun sie redlich. Man will hier dasselbe, aber man will es so machen, daß es niemand merkt. Denn das ist das Prinzip der großen Welt. Das ist, als wenn man Schauspieler Verse und Reime lernen läßt, mit dem närrischen Gebot, sichs

nicht merken zu lassen, daß es Verse und Reime sind. Ist irgend etwas Gescheidtes an irgend einer Feyerlichkeit, sie werde am Hofe und vom Hofe oder einer Bettlertrüppe aufgeführt; so ist ja gerade das Steife, das Fremde, das lächerlich Ausländische die Lust dran. Hier möchte man gern aus der Feierlichkeit die Natur selbst machen, und läßt darum so viel als möglich von dem Fremden weg; aber fehlt denn nicht ewig das thränenvolle Auge, das pochende Herz, die entzückte Seele?

Die Tante lief davon, um nur nichts weiter zu hören; aber Ludwig lief ihr nach, um ihr den Beweis ganz vollständig zu führen, und Betty mit einem kleinen Luftsprunge und einem Schnipschen mit den weißen Fingern, rief: hat er denn nicht im Grunde recht?

Ja, sie faßte zuweilen den muthigen Entschluß, eben so zu denken. Aber, aber, sie fragte sich doch vorher leise: was bleibt

dann noch am Leben, dann, wenn wir das alles wegwerfen? Sie that Ludwigen ein Mahl dieselbe Frage.

Er sah sie ernsthaft an. Was uns noch bleibt? sagte er. Die Natur.

Die Natur? Wie versteh ich das, Herr Graf? Ich dächte, die Menschen eben machten einen großen Theil der Natur aus.

Ja wohl, rief er: der Mensch! der Mensch von der bunten Jacke seiner Thorheiten entkleidet.

Die Gräfin schüttelte den Kopf sehr arg. Ich fürchte, Herr Graf, es würde uns wenig übrig bleiben.

Wenig? rief er heftig. Wenig? sagen Sie! Die Liebe, die Freundschaft, die Tugend, die Wahrheit, die Arbeit, die heiligen Gefühle des häuslichen Lebens, die Vaterfreude, das Mutterentzücken, die Unsterblichkeit, das Grab und Gott! Wenig, sa-

gen Sie? O Elisabeth, das mußte ich Ihnen erst sagen. Wie, Sie kannten es nicht? nicht? Er sah sie hier zweifelnd an.

Mich dünkt, wenn man Ihnen alles andre nähme, Graf Rausag, so —

O das Geschick nehme mir alles andre, und lasse mir ein Herz, das mich über alles liebt, und nur ein heiteres Lächeln auf dem Gesicht der Geliebten; und lasse mir Raum zu einer Hütte, Raum zu einem Feldchen, Menschen, sie zu lieben, und die ewige Hoffnung, den Glauben an Gott, und Gesundheit, den Genius der Freude, und dann — er schlang mit einer heftigen Bewegung seinen Arm um der Gräfin Rücken, mit der andern Hand faßte er ihre Hand, und hob sie hoch empor, und rief: so, so allgewaltiges Schicksal, so, ihr unsichtbaren Mächte, fordre ich euch in die Schranken!

Die Gräfin warf einen Blick auf ihn, sein Auge flammte in Thränen. Die letz-

ten Worte hatten sie ergriffen, sein Umfassen hatte etwas Leises und Schönes in ihrem Herzen erregt, das sich anfing in ihren Augen zeigen zu wollen.

Schnell rief sie mit einem halben Lachen: nun, das heiße ich ritterlich! Sie fordern die himmlischen Mächte in die Schranken. Sie entzog sich gewandt seinen Armen und der Unterredung. Wars nicht, als hätte er ihr seine Liebe erklärt? Er, ein Ritter. Sie konnte nicht begreifen, wie ein Malteser so zärtlich von Liebe und Geliebten reden könnte. Ach, sie begriff noch mehr an ihm nicht.

Er behandelte sie mit der Ehrfurcht, womit sie alle jungen Männer behandelten; aber doch ganz anders. Keine Schmeichelei kam über seine Lippen. Ja, er erwarb sich nach und nach ein Ansehen über sie, eine Gewalt der sie sich zu widersetzen alle Tage sich vornahm; und der sie sich nie recht entziehen konnte. Seine Art zu denken, das Leben anzu-

sehen kam ihr sehr poetisch vor, in gewissen Momenten sogar erhaben, und sie mochte sich so viel dagegen sträuben als sie wollte, er riß sie zuweilen auf den Flügeln seiner überirdischen Begeistrung so mit sich fort, daß sie im Ernst mit ihm schwärmte, nicht aus komischer Lust. Aber sie erwachte jedes Mahl wieder, und dann lächelte sie selbst über die Berauschung ihres Kopfes.

Je mehr sie Theil an dem Jünglinge nahm, und sie fühlte im tiefen Innern, und mit einer heimlichen Lust, sie nahm ernsten Theil an ihm, desto mehr suchte sie ihn sanft von der Schwärmerei mit einer andern Welt, deren Erweis nur in seinem Gefühl lag, wie sie meinte, zu heilen; aber wie erstaunte sie, da er von seinen überirdischen Dingen mit der festen Gewißheit redete, als sie von ihrer Welt, da er sogar ihr vorwarf, daß ihre Welt ein Traum wäre von vergänglichen Gestalten. Sie kannte Plato's Ideen wohl; aber sie war gewöhnt

sie ein wenig lächerlich zu finden, und nun fand sie auf ein Mahl einen Menschen, dem sie Geist und Witz, Scharfsinn und Nachdenken nicht ableugnen konnte, der den größten Theil des Lebens auf Reisen, die jeden Aberglauben zerstreuen, zugebracht; der in seiner Jugend, wie er selbst erzählte, in der froheſten, unbeschränkteſten Freiheit, nicht etwan in der Zelle eines fanatischen Einsiedlers gelebt hatte, und der noch mehr fest und selig glaubte als Plato's Ideen, der dafür zu sterben, mit jedem Augenblick, bereit war, der dafür lebte, und darin sein Glück und seine Ruhe fand, und der sogar dadurch dem Lebensgenuß, der Freude einen so hohen Reiz gab, den sie mit allen Künsten des Lebens zu genießen, dem Leben nicht abgewinnen konnte.

Sie fühlte nur, denn sie hatte in der That in gewissen Momenten Lust ihm nachzufühlen, aber sie fühlte nur das Poetische dieser Ideen, die Wahrheit konnte sie nie

fassen. Sie tröstete sich damit, daß es Köpfe giebt, die von Natur für die Schwärmerei organisirt sind, und die, sie mögen es machen wie sie wollen, alles in Morgenroth gekleidet sehen.

Sie gab ihrer Tante zu, und recht aufrichtig, daß es gefährlich wäre, mit einem solchen Kopfe das Leben zu theilen; aber was ich, sagte sie: an der einen Seite mit einem solchen Manne verlieren kann, gewinne ich an Treue, an Freundschaft, an Liebe, an Vertrauen wieder, die doch auch ihren großen Werth haben.

Die Tante lächelte, und drohete mit dem Finger: wird denn dein schönes Herz nicht eher mißtrauen, als nach einer großen Reue über sein zu großes Zutrauen? Gieb dem Schwärmer eine Leidenschaft die dir Unrecht thut; eben weil er seinen Gefühlen traut, wird die Leidenschaft ihn desto leichter fortreißen, und dann findet der Schwärmer am Ersten unter allen den Vorwand

der Untreue, und weil er die Welt und ihr Urtheil nicht achtet, so stellt er das Unheil gewöhnlich in der gräßlichsten Gestalt dahin. Ein besonnener Mann lächelt über die Treue; aber tausend Banden der Gesellschaft, des Anstandes, des Vortheils, des Mißtrauens, der Furcht, der Ehre halten ihn fest, und fällt es dennoch, so verhült er seinen Fall, und Ehre und Glück sind gesichert.

Die Tante hat doch in der That Recht, sagte Betty: und es ist ein Glück, daß dieser Heilige ein Malteser ist. Wer wüßte wie schwach ich seyn könnte. So sagte sie; aber nach einiger Zeit fühlte sie, daß sie schwächer war, als sie dachte.

Sie war mit dem Wesen der Liebe so bekannt geworden. Die Tante hatte ihr das Herz mit dieser Leidenschaft so körperlich und der Hofrath so poetisch zerlegt, daß die Gräfin Elisabeth sogar ihr Herz übereilte, zu lieben glaubte, wo vielleicht erst der erste

unsichtbare Faden zwischen den beiden Herzen gesponnen wurde. Sie erschrak heftig, — da sie die Entdeckung machte: Ein Malteser! Aber nach einem langen, wie sie meinte, ruhigen Nachdenken darüber, fand sie wiederum ein Asyl, wohin sie ihre innere Unruhe darüber flüchten konnte. Da der Mensch nun ein Mahl lieben muß, wie er ein Mahl die Blattern haben muß, so wars ja vielleicht besser, sie versuchte diese gewaltsame Empfindung an einem Manne, wo die Hoffnungslosigkeit so ohne alle Schminke, so ganz baar und kalt ihr entgegen trat. Sie war gewiß, sie würde ihm niemals dieses Geheimniß ihres Herzens verrathen.

Auch kam dem jungen unschuldigen Dinge der stolze Gedanke wohl in die Seele, ob sie nicht wie Sokrates auch sagen könnte: ich habe die Liebe, sie hat aber mich nicht!

Man sieht aus diesem Stolz, aus diesen Vorsätzen, daß die Liebe kaum im Entstehen

war, so viele Gewalt sie über sich auch hatte. Alle ihre Schritte waren nun berechnet, und eben durch die Seltsamkeit ihres Verhältnisses mit einem Manne, den sie von allen Männern so hoch zu achten, sich gedrungen fühlte, den sie lieben zu müssen glaubte, und dem sie nie angehören konnte, eben dadurch bekam sie gegen Ludwig etwas Falsches, das ihr in ihrem eignen Augen selbst das Ansehen einer Art von Buhlerin gab. Sie wollte die Liebe zum mindesten kennen lernen, weil sie sich nicht von ihr durfte beglücken lassen.

Das arme Mädchen, so schön ausgerüstet gegen diesen Wettstreit, fühlte doch eine Stelle in ihrer Seele schmerzen, eine Unruhe, über die sie nicht Herr werden konnte, die ihr den schönsten Genuß dieser glücklichen Zauberminuten der ersten Liebe vergällte. Sie war zu unschuldig, zu gut, als daß die Natur sich nicht hätte mit ihrem eignen Herzen rächen sollen.

Ludwig sah nur den Reiz, nur die schöne Bewegung ihres Herzens, nur den stolzen, freien Geist in Betty, der geschmückt mit den schönen Blüthen des weiblichen Geschlechts, des unschuldigen kindlichen Sinnes, der Zufriedenheit unwiderstehlich war. Er liebte sie längst mit ganzer Seele, da sie noch überlegte, ob sie ihn lieben könnte.

Seine Morgenstunden brachte Ludwig bei Annen und Heinrich zu. Er wußte selbst nicht was schöner war an seinem Leben, seine Morgen oder seine Abende, die er fast alle bei Betty verlebte.

Es war eine Freude die kleine Familie in dem schönen häuslich einfachen Leben zu sehen, mit der lieblichen jungen Hausmutter an ihrer Spitze. Da unterrichtete Ludwig seinen weichen Johannes, und war Anne mit ihrer Arbeit zugegen: so wurde es ein freundliches Gespräch, dem Anne die reine

Heiligkeit ihres Herzens und ihrer Gedanken mittheilte.

So untersuchte einen Morgen Ludwig erst mit Johannes, dann fast nur mit sich selbst, oder doch laut redend, den Begriff Gott. Er versenkte sich in die dunkeln Tiefen der Metaphysik, von dem Nothwendigen, von dem Absoluten, von dem Seyn. Anne saß horchend daneben. Wie eine Idee sie interessirte, so fragte sie lächelnd leise: wie kann ich das verstehen?

Warum nicht auch du, Anne? sagte er, und er hob von Anfang wieder an.

Mich dünkt, guter Ludwig, du verwirrst dich da in Worten nur. Dabei fällt mir ein, und wenn du willst, erzähle ichs dir. Moses wollte gern Gott schauen, und er bat Gott darum. Da antwortete der Unendliche: kein lebender Mensch kann mich sehen. Aber ich will vor deinen Augen alle meine Güte vorüber gehen lassen. Da stellte der Ewige Moses auf einen Berg, und Mo-

ses sah — nicht Gott; aber wie er vorüber war, sah er die Herrlichkeit Gottes hinten nach, und Moses rief: Herr barmherzig, und gnädig und geduldig von großer Güte und Treue! So Ludwig denk ich ists mit allem guten Menschen. Wir können Gott nicht sehen, so lange wir leben; aber seine Güte geht ja an uns alle Tage vorüber, und seine Herrlichkeit.

O du hast sie gesehen, die Herrlichkeit Gottes, rief Ludwig: treue, reine Seele! so glänzt jetzt dein Gesicht vom Abglanz des Ewigen. Und er faßte sie in seine Arme, und diese einfache Erzählung kam nicht wieder aus seiner Seele, wenn er Gott a priori sehen wollte.

Dann hieng sich Anne, schäferlich gekleidet, wie sonst, in seinen Arm, und sie ging mit ihm im Wäldchen oder auf der Wiese am Flusse weg, und horchend ging er oft an ihrer Seite, und erstaunte, welch ein Reichthum von tiefen Gefühlen, von erhabenen Vor-

stellungen in dieser einfachen, reinen Seele Annens lag. Sie hatte tiefen Frieden mit allen Menschen, mit sich; sie schien nur zu athmen, nicht Ludwig glücklich zu machen. Wie hätte sie das gekonnt? — sondern ihn nur glücklich zu sehen.

Dann, wenn sie zu Hause kamen, so loderte das Feuer auf dem reinlichen Heerde, und in froher, ruhiger Geschäftigkeit bereitete sie das sokratische Mahl, das er nie versäumte. Anne lebte fast wie eine Bramine, von Milch, Kräutern und Obst. Sie benetzte nur die Lippen mit dem Weine, den ein Festtag schenkte. Aber geschmückt war Alles in zierlicher Ordnung. Das Zimmer duftete von Blumen, die in wechselnden Farben einen ewigen Frühling bei Annen hervor zauberten.

Sein Herz wurde oft in heiterm Gespräch mit Annen so in den innersten Tiefen bewegt, daß er durchaus aufstehen, ihre beiden Hände ergreifen, sie an seine Brust

drücken und sagen mußte: o wie unbeschreiblich liebe ich dich, liebste Anne! wie so ganz wunderbar.

Anne schob es lächelnd auf ihr Alpenröslein, denn worauf hätte sie es sonst schieben können, wenns nicht etwan ihre eigene Liebe gegen ihn war, warum er sie so liebte.

Oft blieb er auch den Nachmittag bei Annen; und war der Abend schön, und Anne sah ihn so sehnsuchtsvoll an, wenn er nach dem Hute griff, — wie hätte sie es ihm sagen können! — so warf er den Hut wieder nieder, und seine Brust wurde leicht, als zöge der himmlische Frieden in seine Brust. Er blieb, und spät horchte er dann nur noch im Garten der Gräfin Gesang und Spiel.

Aber die Gräfin Montemor zog ihn mit andern Banden an sich, mit festern, dachte er, mit reizendern. Wenn er mit ihr redete, über die Welt, über den Menschen,

über das Herz, über die Leidenschaft; dann ergoß sich ihr fröhlicher Witz im reichen, unerschöpflichen Strom. Da stand die tausendgestaltete Schauspielerin vor ihm, und mahlte ihm die Thorheiten der Menschen in lebenden Gemählden. Dann las sie ihm Tasso's Stanzen mit schöner Kunst, oder mit kindlichem jugendlichen Scherz den Orlando. Dann flog sie an ihr Instrument, und hob seine Seele auf den Flügeln ihres edlen Gesanges, oder verbreite Lachen und schnelle Freude mit komischen Liedern, oder ahmte die fromme Unschuld der ersten Liebe nach.

So tanzten im raschen Wechsel die Stunden an ihrer Seite dahin, sie die Göttin der Freude kränzte jede mit duftenden Blumen des Genusses, und beflügelte ihren schnellen Lauf.

Wünsche stiegen in seiner unruhigen Brust auf, eine unerkennbare Sehnsucht, süße Begierden. Er fühlte sich in ihrem Zauberkreise mehr Mensch, mehr Mann, mehr

Jüngling; er fühlte sogar mehr den Ehrgeiz, den Ruhm. Er war an Betty's Seite ein fröhlicher Mensch, in Annens Nähe ein zufriedner, seliger Geist. Sein Herz brannte für Betty; seine Wünsche zielten auf sie, seine Pläne waren für sie. Sie gab ihm den Reichthum ihres Wesens, aber sie foderte auch in habsüchtiger Freude Freude von ihm zurück.

Anne foderte nichts. Sie war nur glücklich.

Die Gräfin fühlte sich nach und nach in einem stärkern Zuge nach ihm hingezogen, nach diesem Manne, den sie mit keinem andern vergleichen konnte. Sie fühlte, sie liebte ihn, und auf ein Mahl fühlte sie, daß die Liebe kein Spiel war.

Sie fühlte es zum ersten Mahle, da sie mit ihm redete, über das Glück des Lebens, über die unzusättigenden Wünsche des Menschen.

Freilich, sagte er lachend: denn ich fühle hier, bei Ihnen, liebe Gräfin, wie unendlich viel Bedürfniß werden kann, und — denken Sie, wenn Sie auf ein Mahl arm würden.

Arm? das ist nicht wahrscheinlich; aber wenn es wäre, so habe ich Muth.

Verwöhnte Sinne, Gräfin. Ich selbst, ich fange an mich zu verwöhnen, hier.

Sie? fragte sie erstaunt. So mußte sie fragen; denn sie konnte nicht begreifen, wie er so einfach, so abhängig nur von sich leben konnte. Er bedurfte nie eines Bedienten, wußte sie von ihrer Jungfer, die seinen alten Bedienten über das Leben Ludwigs ausgefragt hatte.

Er schlief auf einem italiänischen Bett, das gar keiner Bereitung bedarf. Sein Frühstück war noch immer nichts als Wasser und Brod, oder Obst. An ihrer Tante Tische aß er nur von einem Gericht, und

dem einfachsten, und Ein Glas Wein war seine Klosterregel.

Sie? fragte sie. Sie können nie arm werden.

Nicht leicht; aber mein Wunsch ist dennoch unermeßlich.

Was ist er? sagen Sie, was wünschen Sie, Herr Graf? Da beschrieb er ihr den Wunsch seines Herzens, nichts als das treue, liebende, ewig warme Herz einer Geliebten. Er mahlte ihr das Leben aus, das er mit ihr führen wollte. Er beschrieb ihr ohne daß er selbst es wußte sein Leben mit Annen. Aber seine Seele wurde von dieser Beschreibung begeistert. Er warf Blicke auf Betty, die von dem Feuer der Liebe braunten. Thränen füllten seine Augen, da er das Glück mahlte, das aus der Liebe zweier gleichfühlenden Gatten für ihn entsprossen müßte.

Er sah sie jetzt mit einem Feuerblicke an, dann schloß er mit einem schmerzlichen Seufzer.

Da hatte sie seine Liebe nicht nur gesehen, sondern sie hatte ihre eigene Leidenschaft gefühlt. Ihr Herz war so in Bewegung gerathen, daß sie, hätte er ihr seine Arme entgegen gebreitet, hinein gesunken wäre. Sie wurde stutzig bei dieser Bemerkung, die sie ganz allein im Garten auf- und niedergehend machte. Aber auf ein Mahl wurde sie noch stutziger bei einer andern Anmerkung, die dieser folgte. Ein Malteserritter redete von Geliebten, und vom Heirathen, von dem Weibe, von dem häuslichen Leben, von Vaterglück, und zwar als von seinem Wunsche.

O Betrüger! hätte sie fast gerufen. Sie setzte schon den Fuß fest auf den Boden diesem Worte Nachdruck zu geben. Sie sagte: wie? wenn er kein Malteser wäre! Ihr fiel

ein, daß er nie ein Kreuz trug, ihr fiel ein, daß O'Oßola das immer so zweideutig behandelt hatte.

Kein Malteser? und in ihrem Herzen bewegte sich der Himmel, und alle Seligkeiten des Lebens auf ein Mahl. Auf ein Mahl wandt sich die verschönte Gestalt des Weibes, und die selige der Mutter aus der jungfräulichen Brust heraus, stand liebreizend vor Betty's holderröthendem Gesicht. So schön war sie noch nie gewesen.

Kein Ritter? kein Gelübd? Wozu? warum? Er, dieser ärgerliche Freidenker in Rücksicht des Ranges, der seinen alten Bedienten wie einen Vater nicht nur ehrte, sondern behandelte, er hatte den Titel Ritter gewiß nicht ohne irgend einen Grund angenommen. Welch einer?

Ach, Betty mußte zum ersten Mahle ihre Zuflucht zu ihrer Jungfer nehmen, die mit dem alten Bedienten in Verbindung

stand. Sie gab ihr den Auftrag, wie eine Königin, gebot Verschwiegenheit, und war bei diesem Vertrauen noch zehn Mahl stolzer als sonst. Die Jungfer lächelte triumphirend, dacht ichs doch, sagte sie: daß ich endlich die Handhabe bei der Gräfin doch finden würde!

Sie kam den andern Morgen mit Hast auf der Gräfin Zimmer, und erzählte sehr kleinlaut, da die Gräfin sich stolz emporrichtete, daß der junge Ritter kein Ritter wäre. Er hätte zwar auf einer Galeere einen Kreuzzug mit gemacht, wobei er das Kreuz wohl verdient hätte; aber es wäre gewiß, daß er es nicht bekommen, wofür der alte Bediente Gott gelobt hätte, weil Niemand, Niemand würdiger wäre, das ganze Glück des Lebens zu schmecken, als eben sein junger Herr. Wäre er Ritter, so müßte er durchaus das Kreuz tragen, nach dem Ordensgesetz.

Es ist gut, sagte Betty hochmüthig: ich verbiete dir ein Wort darüber zu reden.

Doch keine Handhabe, sagte die Jungfer im Vorzimmer; aber wer weiß, was noch kommt!

Das Fräulein ließ sich ein Buch über den Malteserritterorden holen. Sie fand das Gesetz über das Ordenskreuz. Sie fragte zum Ueberfluß in einer raschen Frage D'Ozola, und er bestätigte es. Sie fragte nicht weiter. D'Ozola vergaß die Frage und die Antwort.

Warum denn aber? Sie sah die erste Schwäche von ihm, und ihrer Tante System hielt die Probe an dem Menschen, den sie allein davon ausgenommen hatte. Daß er einen Plan hatte, war gewiß; daß sie also Plan gegen Plan setzen mußte, um auf allen Fall in wehrbarem Zustande zu seyn, war auch gewiß.

Aber welchen Plan? warum, wenn er sie liebte, und das war gewiß, daß er sie

liebte — verbarg er er sein Herz so? Warum dieses Ueberspringen von der innigsten Begeistrung wieder zur Ruhe?

Kurz Betty bewaffnete sich gegen den Mann, den sie liebte. Sie nahm den Ritter O'Oßola auf die peinliche Frage. Der sagte gewiß alles was er wußte, sah sie; aber er wußte, auch das sah sie, nicht mehr von dem jungen Manne, als der ihn hatte wollen wissen lassen.

Jetzt bekam die Gräfin ein höheres Leben. Sie führte Krieg um Liebe, um Ruhm, um Geist. Betrogen, zum mindesten will ich nicht seyn! Er? Er, ein Betrüger! Nein! — nein, nein! das gewiß nicht. Lieber wollt' ichs von mir selbst glauben.

Ihre Jungfer hatte Recht. Die Handhabe fand sich; aber sie war so klein; daß nichts damit zu drehen war. Die Jungfer stand in ihrer Thür, Ludwigs Bedienter gegen-

über, man wurde vertrauter: der Bediente hatte nichts zu thun, als für des Herrn Reitpferd zu sorgen. So ging ihm Herz und Mund auf, für das liebe Mädchen, das so freundlich mit ihm that.

Die Jungfer erzählte was sie gehört hatte: daß der alte Bediente mit einer ehrfurchtsvollen Liebe und Treue an seinem Herzen hienge, daß er von seinen Herrn redete, als von einem Heiligen; daß auf der weiten Welt kein Mensch so großmüthig, so wohlthätig, so demüthig, so menschlich, so muthig, so unschuldig, so rein von Sitten wäre, als sein junger Herr.

Er erzählte der Jungfer eine Menge kleiner Begebenheiten, von deren Wahrheit die Jungfer selbst innig gerührt war. Der Bediente betete alle Tage für seinen Herrn, daß er ein Mädchen finden möchte, das mit einem reinen Herzen voll Liebe, den kostbaren Schatz seines reinen Herzens verdienen möchte. Ach! hatte der Bediente mit einem

Seufzer gesagt: ich habe es bisher immer für unmöglich gehalten. Auch weiß mein junger theurer Herr recht wohl, daß er der unglücklichste Mensch ist, wenn er sich in diesem Falle irren sollte. Denn ich habe ihn oft über diesen Punkt mit seinem Freunde und Lehrer, den Gott beglücken möge! darüber reden hören, wie vorsichtig er in diesem Punkte seyn würde. Und das war er! das war er, liebe Mamsell Justine! denn in Rom war eine jungen Römerin, schön wie eine Göttin, und in Padua wo der Herr studierte, war wieder eine Griechin, schön und lieblich wie ein Engel. Und der Herr hat ein Herz, o! und — er ist ja ganz und gar Liebe, und in Venedig, und in Wien, und in Augsburg — lieber Gott! — Er ist unabhängig und sehr reich, denk ich — obwohl er davon nie redet: aber dann kam der Herr dahinter, daß die Schönheit über einem leeren oder falschen Herzen saß; dann wars vorbei. Und in des Herrn Schreibtafel steht's mit großen Worten: hüte dich,

Herzen zu zerbrechen, weil du sie nicht lieben kannst.

Sehen Sie, liebes Kind, das machte meinen Herrn denn vorsichtig. Denn die Begebenheit mit der Griechin kostete meinen Herrn, meinen edlen Herrn, eine lange Reue, und drei traurige Monathe.

Das hörte die Gräfin, und nun noch viel kleine Begebenheiten, die sie gegen Ludwig entzückten.

Da die Jungfer fort war, legte die Gräfin den kleinen Rosenfinger nachdenkend zwischen die Lippen, und sagte mit unruhig pochendem Herzen: Also Vorsicht! eine weise Vorsicht! aber doch auch beim Himmel! sehr eitel! recht sehr eitel, zu glauben, trotz des Kreuzes, ein Herz, wie er es will, gewinnen zu können! Recht sehr eitel! Und hat er doch meins, meins, trotz des Ordensgelübdes, gewonnen! — Hat er? Hat er wirklich? Sollte er es selbst glauben? Nun dann, ich will doch erwarten, ob er

bald sein Kreuz ablegen will? Ob er meint — er meint — daß wir, daß unser Geschlecht — das ist drolligt! daß ich nicht ein Mahl weiß, ob ich ihn loben oder ausschelten muß. Also in Rom, in Padua, Venedig, Wien, Augsburg? — Mein Herr Ritter, mein Herr Ritter, das ist ein wenig arg, ein wenig viel! Herzen zerbrechen? Nun wenn Er so leicht sagen kann: ich nehme mein Herz zurück, und damit gut! so muß die Kunst doch wohl erlernt werden können. Und ich lerne gern, Herr Ritter. Herzen zerbrechen? wie sehr eitel! Und welche Herzen kann er denn nicht lieben? Laß doch sehen!

Sie spielten beide mit der mächtigsten aller Leidenschaften. Er meinte, der Nahme Ritter sicherte ihn, sie glaubte, ihr System sollte ihr Schutz seyn. Sie verhüllten beide ihr Herz gegen einander. Er, weil er sie wirklich liebte, sie, um einen Triumph über ihn zu erhalten, den sie dann, wenn

seine Liebe ihn zu ihren Füßen führte, den sie liebend dann mit ihm theilen wollte. Sie waren beide schuldlos. Aber nun gebrauchte die Gräfin Elisabeth alle ihre Reize, um ihn auf ewig an sich zu fesseln. Sie wollte nicht nur den Triumph haben, daß seine Liebe gegen sie mächtiger seyn sollte, als seine Grundsätze, sie wollte auch den schöneren Triumph haben, daß sie ihn mehr liebte, und großmüthiger, als er sie. Sie verzieh ihm eine Eitelkeit, die ein Mädchen so selten verzeiht, eine Liebe mit Bedingungen.

Auf ein Mahl stand das Spiel ganz anders. Bisher war sie gegen ihn auf ihrer Hut gewesen; sie näherte sich ihm jetzt mit einem heiligen, süßen Vertrauen, und indem sie diesen Kunstgriff gebrauchte, sein Herz zu gewinnen, verschwand der Kunstgriff, und ihr Vertrauen wurde wirklich, und eine Quelle von Ruhe, von himmlischer Zufriedenheit.

Jetzt erst lernte sie seine reine Seele kennen, sein edles, einfaches Herz, seine erhabnen Grundsätze, seine unendliche Liebe, und sie fand nun auf ein Mahl das System ihrer Tante so engherzig, so schmutzig, so klein, daß sie nicht begriff, wie sie hätte zwei Minuten lang daran glauben können. Sie gab es nicht ganz auf. Sie rechnete zum Glück freilich noch tausend Dinge, die Ludwig für gar nichts hielt; aber zuweilen, und wenn sie mit ihm redete, kam es ihr vor, als ob sie es ganz aufgegeben hätte. Sie schwärmte jetzt so gut wie er, und noch schöner; aber es war doch nur die Poesie der Liebe, welche die Phantasie immer hoch über das Leben erhebt, in die Unsterblichkeit, in eine bessere Welt. Und sind denn nicht diese Erhebung des Herzens, diese großmüthigen Gefühle, diese tugendhaften Vorsätze, dieses Hingeben von Allem für das Glück Eines Menschen, dieses göttliche Vertrauen, was immer eine unschuldige Liebe begleitet, ist das alles nicht der schön-

ste, der sicherste Bürge für das Daseyn der Tugend, einer bessern Welt, die in dem Herzen hervor tritt, sobald wir nur einen Menschen recht lieben?

O verspottet die jugendliche Liebe nicht! In tausend und tausend Herzen, die nur allein eigennützig für sich geschlagen hätten, weckt sie, ach, nur für Ein glückliches Jahr, oder für zwei, weckt sie allein das von den häßlichen Gefühlen des Neides, des Eigennutzes, des Hochmuths, der Selbstsucht verzerrte Ebenbild Gottes in glänzenden Zügen wieder auf. Sie zerschlägt die dunkeln Fesseln, womit das Leben die Seele umschlungen hält. Wie die belebende Sonne, weckt sie aus der verhüllten, eingewickelten Puppe den schönen Schmetterling an das Leben, an das Licht, in die Freiheit hervor, kleidet ihn mit Flügeln der Engel, und die Seele erhebt sich über die Erde, über das Leben, über sich selbst, und alle ihre Wünsche, jede Sehnsucht, jede Kraft umfaßt ein

andres Wesen, und steigt verbunden mit ihm durch das Grab in die Ewigkeit. O was wären Millionen Menschen ohne diese tugendhafte Minute der ersten, schönen Liebe?

So war es mit der Gräfin. Je mehr sie ihn liebte, je mehr sie sich gestand, daß sie ihn liebte, daß diese Liebe stärker war, als jede andre Kraft, die sie sonst so stolz gemacht hatte, desto einiger fing sie an, mit ihm zu denken; desto mehr streifte sie die finstre Hülle des Systems ihrer Tante von sich ab. Sie begriff jetzt alles, was ihr sonst vollkommen lächerlich geschienen hatte. Sie hätte jetzt ihr Leben für seins dahin werfen, sie hätte seine Hand ergreifen können, um mit ihm in eine menschenleere Wüste, in das Elend, in das Grab zu fliehen.

Das Einzige, woran sie noch zweifelte, war; daß er von seiner Kindheit an, und gegen alle Menschen so gefühlt hatte, wie er

sagte. Aber mochte er sich irren, oder mochte es seyn: sie fühlte sich jetzt besser, größer, erhabner, glücklicher als sonst. In ihrer Brust arbeitete ein mächtiges, stolzes Gefühl, ihres Werths nicht, sondern des menschlichen Werths. Sie theilte ihre Würde mit dem Menschen, und sie war nicht neidisch.

Aber nun, welch einen himmlischen Reiz gab sie nun dieser neuen Welt, in der sie jetzt lebte! Ludwig stand jetzt vor ihr in stiller, liebender Bewunderung. Er sagte nicht, daß er sie liebte; er sagte es jetzt gerade weniger. Sein Auge brannte nicht mehr von einer dunkeln Flamme, wie sonst, wenn sie mit gaukelnder, tausendfach gestalteter Kunst vor ihm, und um ihn schwebte. Sie verachtete jetzt diese schönen Zauberkünste. Sie verlangte jetzt mit einem unbegreiflichen Ernst, er sollte sie lieben um ihres Geistes willen. Ja, sie konnte in schwärmerischen Träumen wünschen, daß sie

nicht schön sey, um seiner Liebe desto gewisser zu seyn.

Er war entzückt von dem Reichthum ihres Geistes, da sie ihr Herz ihm in liebender Vertraulichkeit öffnete. Er lernte alle Tage einen neuen Reiz des Lebens, oder eine neue Tugend, oder ein noch tieferes Gefühl in ihr kennen. Aber er stand nicht ohne Hoffnungen mehr vor dem theuren Wesen; denn Brunn hatte an Schrader geschrieben, daß er auf dem Wege sey, Ludwig's Eltern aufzufinden, und wenn auch der Nahme Eisach nicht ganz derselbe wäre, so wäre es doch ein ähnlicher Nahme, und so dürfte Ludwig am Nahmen nichts ändern, als ein Paar Buchstaben; am Rang nichts. Er hatte sogar ein Paar Worte mit einfließen lassen, daß Ludwig vielleicht reicher wäre, als er.

Das alles wußte Ludwig, und in der ersten Stunde der Entzückung hätte er gewiß

jetzt Betty seine Liebe gestanden, wenn er nicht seinem theuern Lehrer das Versprechen auf dessen Verlangen gegeben hätte, seine Liebe so lange zu verschweigen, bis Schrader selbst die Gräfin gesehen. Schrader hatte Gott weiß, warum? einen Argwohn gegen die Gräfin gefaßt. Er war willens seinen Freund zu besuchen, und so die Gräfin kennen zu lernen.

Tante Ehrenpreiß sah wohl, was unter ihrem Dache vorging; aber sie hatte nichts dagegen als höchstens, daß Betty gar zu warm bei der Sache war. Sie hatte den Ritter D'Oßola Daumschrauben wegen des jungen Grafen aufgesetzt, und D'Oßola, der meinte, die Tante wollte hinter seine diplomatischen Geheimnisse, entdeckte im tiefsten Vertrauen der Tante, daß der Graf wirklich nicht Malteserritter sey. Da aber

der Graf dennoch so heißt, da er sogar auf Kreuzzügen mit gewesen ist, so sehen Sie leicht ein, daß es damit eine sonderbare Bewandtniß haben muß, die aber — bei diesem Kreuz versichere ich es Ihnen — für jetzt nicht zur Sprache kommen kann. Aber Ritter ist er nicht. Ich kann Ihnen sogar noch mehr sagen. Auf der Geburt dieses jungen Menschen ruhet ein stolzes Geheimniß, das sogar einen Theil meiner Sendung ausmacht.

Aber ist er unabhängig? fragte sie mit glühenden Wangen.

Das ist er! der unabhängigste Mensch unter der Sonne, das —

Und reich?

Hier nahm der Ritter eine geheimnißvolle Miene an. Ich habe wenigstens den Auftrag ihm zu zahlen, so viel als er haben will. Er gebraucht viel weniger als er könnte. Ich selbst, meine Gnädige, kenne die

Bestimmung dieses jungen Menschen vielleicht nicht ganz, aber er ist, denk ich, zu hohen Dingen bestimmt. Es kann nicht fehlen, er muß einst eine glänzende Rolle spielen, und auf einer größern Schaubühne, als ich ihm geben kann. Ich bitte Sie jetzt nicht mehr zu fragen.

Der Ritter, der sich gern in Geheimnisse hüllte, und dennoch gern die Wahrheit sagte, gab dem, was er von dem Grafen wußte, das Ansehen eines Geheimnisses. Was er überzeugt, von seinem Charakter sagte, das legte Ehrenpreiß alles von seinen äußern Umständen aus. Ihre Phantasie setzte das ganze Gemählde zusammen aus des Ritters Worten, aus ihren Hoffnungen, aus Ludwigs herrischem, furchtlosen, majestätischen Benehmen, und so stand in Ludwig vor ihr — sie wußte selbst nicht, als was. Aber Graf war das Mindeste was er seyn konnte, er, der unter dem Schutze des königlichen Ordens war, der über den Reich-

thum des Ordens, wie über sein Eigenthum, gebot, wie sie den Ritter verstanden hatte, der nichts weiter als von Brunn den Auftrag hatte, es dem jungen Menschen an nichts fehlen zu lassen.

Ludwig sollte ein Mahl eine stolze Rolle spielen; der Riter schloß das aus seinem edlen Charakter. Er war nicht schuld, daß die Tante das mit seiner Geburt in Zusammenhang brachte, und ihn bestimmt sah, — der Himmel weiß, was sie in froher Hast alles erblickte.

Sie war zufrieden, sie ließ Betty einen Theil dieser Unterredung wissen, gab für Gewißheit, was ihre Hoffnung war, und Betty dachte: ja, der hat gut sagen von Entbehrung, wenn er nur fordern kann, was er wünscht. Sie beschloß dem Geliebten von dem allen nicht ein Wort zu sagen, um zuletzt sagen zu können: sie habe ihn großmüthig geliebt troz seines Gelübdes, nicht zu lieben, nur um sein selbst willen.

Hätte sie Ludwigen nur eine Frage vorgelegt, er hätte ihr natürlich und aufrichtig alles gesagt. Daß er jetzt noch schwieg war eben seine Liebe, und die Hoffnung, die er gefaßt hatte, vielleicht noch glücklich werden zu können. Er hoffte auf die Zurückkunft seines Vaters von Gasteig, um den zum Vermittler zwischen sich und der Tante Ehrenpreiß zu machen.

Denn was hätte er der Gräfin, und gar dem Fräulein zu bieten gehabt? eine dunkle Geburt, ohne Brunns nichts als seine Armuth, das Gewerbe des Arztes statt gräflicher Güter, sein Herz, seinen Geist, die Ehrenpreiß wenigstens nicht achtete. Er fühlte, er mußte jetzt schweigen, bis Brunn alle diese Geheimnisse auflösen konnte. Er schwieg, er liebte, er hoffte; aber Hoffnung und Liebe waren stumm.

Alle Herzen waren voll froher Erwartung, voll Hoffnung, voll Liebe, voll Glück.

Nur ein Herz, ach! das weichste, das schönste von allen war nicht voll Hoffnung. Annens frommes Herz. Sie war so glücklich gewesen im stillen Genusse der schönen Gegenwart. Jeden Morgen um sechs war die kleine Wirthschaft schon bestellt, und sie stand am Fenster, und sah den Weg nach der Stadt hinab, ihm entgegen, und das Herz zitterte ihr schon froh und unruhig im unschuldigen Busen, wie glücklich sie heute seyn würde, wenn er, ihr Ludwig, nun da sey.

Dann kam er. Von weitem schon begrüßte ihn ihr Lächeln, und der leise Ausruf: da ist er! dann, kam er näher, die Hand, dann die schöne Stimme.

Nun stand er vor ihr, und zehn Mahl sagte sie: guten Tag, lieber Ludwig! weil sie vor Freude nichts anders sagen konnte. Und denn war sie ja so unsäglich glücklich, wenn er nur bei ihr war; er mochte nun

Johannes unterrichten, sie sah fest auf seine Lippen, ließ die Musik seiner Stimme in ihrer Seele erklingen, und sah er dann zu ihr ein Mahl hin, so lächelte sie ihm freundlich zu; aber sie störte ihn nicht; sie unterdrückte jedes Wort, das sie sagen, jeden Seufzer, womit sie der zu seligen Brust Luft machen wollte, bis er fertig war.

Aber dann konnte sie ihm doch wohl den Hut bringen, und ihren nehmen. Sie gingen. Sie hüpfte neben ihm her, wie ihr Lamm sonst neben ihr. Sie erzählte ihm, wie sie gestern an ihn gedacht, an ihre Kindheit, daß ihr Thränen in die Augen gestiegen wären, die ihr jetzt wieder in die Augen stiegen, und die sie heimlich abtrocknete. So floß ihr Leben still dahin, wie ein spiegelheller Bach, der unter einem Gewölbe von Blumen ungesehen dahin rinnt.

Sie liebte ihn, sie liebte ihn mit einer unendlichen Gewalt. Die Liebe kannte sie, die Gewalt nicht. Sie meinte ihn nun

mehr zu lieben, als Johannes, weil sie ihn seltner sah.

Wer kann sagen, wie Ludwig Annen liebte? Oft ging er mit einem unruhigen Herzen den Weg zu ihr; aber trat sie hinter der Kastanie hervor, hinter der sie ihn hatte erschrecken wollen, ach! sie konnte es niemahls — sah er ihr Gesicht, so war seine Unruhe weg, sein Inneres war wie ein heller Lenztag. Mit jeder Minute wuchs seine Ruhe, sie dehnte seine Brust aus, sie erhob seine Seele; aber so allgemach, daß er meinte, es wäre ihm immer so. Er liebte Annen, er wußte wirklich nicht, wie sehr; seine Liebe war wie ein spiegelheller Bach, der unter einem Gewölbe von Blumen ungesehen dahin rinnt. Zwischen den Felsen am Abhange, wo ihm die Klippen entgegen stehen, braust er, und zerstört das Thal, in das er stürzt.

Aber da kam Johannes zu Hause, und erzählte Annen, daß er Ludwigen gesehen hatte.

Wo denn, Johannes? Hat er nichts bestellt für Morgen? So sprich doch! was sagte er?

Wie konnte ich ihn anreden? Er hatte ein Mädchen am Arme. Ach, Anne, da hättest du ihn sehen sollen! Da! Das edle Paar! Sie gieng neben ihm mit Blicken, als wollte sie sagen: seht ihr den jungen König, der mein Begleiter ist. So stolz ging sie. Ein rothes, langes Kleid schwebte im Luftstoße hinter ihr her, wie ein Königsmantel, und große Federn schwankten auf ihrer Stirn, wie eine Krone, und das Gesicht? O Anne! Anne! So etwas Schönes —

Und Ludwig?

Ludwig gieng so stolz, als, wie sagt doch der Dichter, als stieße er die Erde, un-

würdig, seine Sohlen zu küssen, unter dem stolzen Königsgange zurück.

Du bist nicht gescheut, Johannes, aber es ist wahr, das sagte der selige Vater, er geht, als gehörte das Leben allein ihm. Nun denn?

Ja, nun denn? Neben ihnen giengen Leute mit Ordensbändern und Sternen, und ich sah's, und dachte: er liebt uns doch auch, ob wir gleich arm sind. Aber er sah prächtig aus. Ich scheute mich, ihn anzusehen.

O, Johannes, schäme dich. Was denkst du da? Und ständen alle Sterne des Himmels wie eine Krone auf seinem Haupte, so würde ich sagen: Bruder Ludwig! Sie hob sich stolz empor.

Am andern Morgen kam Ludwig, unruhiger als je; denn er hatte Betty nie himmlischreizender gesehen, als eben gestern, umringt von den ersten Herren des Landes, die

alle nur um ein Lächeln von ihr buhlten. Und Er? Er? Er war sehr finster.

Auf dem Spaziergange erzählte Anne ihm, daß Johannes ihn gestern gesehen hätte. Wer war denn das Mädchen, lieber Ludwig?

Die Gräfin Montemor.

Montemor? habe ich doch den Nahmen schon gehört.

Ja doch, liebe Anne, die Kleine, die Tänzerin, bei dem Fräulein Ehrenpreiß.

Ach die? die? und die hast du hier wieder gefunden? fragte lächelnd Anne. Ach, wie die sich gefreuet haben mag, wie sie dich wieder sah!

Sie kennt mich nicht, Anne, und jetzt wollte ich viel, sehr viel darum geben, sie wüßte, wer ich wäre.

Weil er das so unruhig sagte, so fragte Anne mit herzlicher Theilnahme: warum denn Ludwig?

Und Ludwig — hingerissen von der schmerzlichen Unruhe in seiner Brust, des Raths eines reinen Herzens bedürftig — erzählte alles, alles, daß er sie unendlich liebte.

Annens Schritte hiengen am Boden fest; sie wußte nicht, warum. Eine Ahnung von Unglück, der ein kalter Schauer nach dem andern folgte, ergriff prophetisch ihr Herz; sie wußte nicht, warum. Es war, als stieße sie Ludwigs Hand in das finsterste Elend, und sie wußte nicht, warum.

Sie ging stumm und langsam an seiner Seite; es war, als verlöre der Himmel seinen Glanz, der Wald den lichten, schönen Schatten, und sie wußte gar nicht, warum.

Ludwig sah es nicht, denn er sah vor sich hin, über seine Zukunft sinnend; ach, und so viele Zeit er Annen auch gab, sie konnte dennoch nicht Herr werden, über den geheimen Schmerz, der gestaltlos aus dem Innern ihrer Seele empor stieg, wie eines nahen Todes Ahnung.

Ach, Anne, sagte er da, ich werde sehr unglücklich seyn, wenn sie nicht mein würde.

Nein, unglücklich, Ludwig, sagte Anne, troz ihrer Empfindung, mit schöner, tröstender Stimme, wirst du nicht seyn, denn sie liebt dich gewiß, die Gräfin Montemor.

Aber wenn nun die Verwandten, Anne — —

Wenn sie dich liebt, Ludwig, nur halb so, als — Ach, wenn sie dich liebt; so zweifele nicht.

Ja, wärst du es, Anne? du, mit deinem Herzen?

Das war doch zu viel. Sie hob nur das Auge unbemerkt gen Himmel, wie er die Worte sagte; aber ein unnennbares Weh durchschnitt ihre Seele, und blieb dann brennend und unbeweglich in der Wunde stehen. Ich bin es ja nicht, lieber Ludwig! sagte sie leise, ach, sehr leise.

Sie wußte wahrhaftig nicht, warum sie das alles so ergriff.

O wenn mein Vater Brunn zurückkäme; er wird mich nicht unglücklich werden sehn.

Du zweifelst an der Gräfin Liebe? Denn was fürchtest du, wenn sie dich liebt. Denn wenn sie dich liebte — als ich, wollte sie hinzusetzen; aber ein seltsames Gefühl verschloß die Lippen.

Sie gingen zu Hause. Was ist dir denn? fragte Ludwig Annen, die mit einem ängstlichen Blicke da saß. Sie sagte endlich die erste halbe Unwahrheit ihres Lebens: weil du nicht glücklich bist, Ludwig.

Ach, guter Ludwig, wann werden wir nun wieder fröhlich seyn?

O liebe Anne, wenn ich bei dir bin, so ist alle meine Unruhe vergessen, so bin ich ja glücklich. Komm, liebe Anne, sing mir das Lied aus der Ferne vor. Es erheitert mich immer.

Er nahm die Harfe, sie sang. Aber so hatte sie es niemals gefühlt. Sie konnte es nicht zu Ende singen. Sie fiel weinend an seine Brust, und sagte nur: ach, Ludwig, wenn du glücklich bist, so denke, es ist mein Geist, der dich umschwebt.

Sie mußte hinaus gehen, so gerührt war sie, und wahrhaftig, ihr reines Herz wußte noch immer nicht, warum.

Aber Anne hatte eine Ahnung, die immer klarer wurde, und ihr Schmerz wurde

größer. Sie fragte Johannes nach der Gräfin, und Johannes beschrieb sie um des geliebten Ludwigs willen schöner als alle Engel, edler als alle Fürstinnen, und die arme Anne, die weder schön war, noch stolz, sondern nur demüthig, hörte mit verborgenem Kummer die Beschreibung an, und zum ersten Mahle that sie leise den Wunsch: ach, wäre ich doch schön gewesen! Aber wie sie überlegte, was Ludwig selbst gesagt hatte, warum er die Gräfin lieben müßte, um ihres edlen Geistes willen, der so reich war an Reiz, an Talent, an Verstand, an jeder edlen Tugend: da verstummte sie ganz wieder; denn wünschen konnte sie doch kaum: wäre ich doch auch so reich an Geist, an Tugend. Und da sie an Ludwig dachte, und an Johannes Worte: sie sind das edelste Paar auf der Erde! da verstummte sie ganz und gar, und wünschte nichts mehr, und beneidete auch die Gräfin nicht.

Ach, sagte sie, und legte die Hand auf die schmerzlich schlagende Brust: lieben kann sie ihn nicht mehr als ich. Sie ist vollkommner als ich; aber ich liebe ihn mehr, denke ich.

Von nun an saß sie still bei Johannes, wenn sie wußte, daß Ludwig bei der Gräfin war, und nur zuweilen quoll ihr eine Thräne aus dem blauen Auge: aber sie ermannte sich wieder. Soll ich den armen unschuldigen Johannes quälen? dachte sie. Und sie antwortete freundlich auf seine Fragen, und tröstete sich damit, daß Ludwig Morgen kommen würde.

Aber dazu, was sie sonst that, hatte sie das Herz nicht mehr: wenn der Abend so schön wurde ihn mit bittendem Lächeln anzusehen, damit er bleiben möchte. Er schlug es ihr nicht ab, gewiß nicht, das wußte sie. So verschwieg sie lieber den sehnlichen Wunsch, und gab eine kleine Arbeit vor,

wenn er länger blieb; denn ihrer Augen war sie doch nicht ganz Herr.

Sie hörte ja recht aufmerksam und lächelnd zu; wenn Ludwig ihr von der Gräfin Elisabeth erzählte; obgleich ein schneidender Schmerz zuweilen durch ihre Seele langsam zog.

Aber soll ich denn nicht ein Mahl gern hören, wenn er, er glücklich ist? sagte sie hernach die Hände zusammenfaltend, und dann stürzten die Thränen stromweise über ihre Wangen.

Und da sie nun das große Geheimniß ersonnen hatte, daß sie Ludwigen liebte, mit unendlicher Liebe, daß sie ohne ihn nicht — recht glücklich? — ach, ohne ihn gar nicht leben konnte, und daß er — ja die Gräfin Montemor liebte, daß er ihr verloren war, auf immer, auf immer! da verhüllte die Nacht eines stillen Kummers ihre ganze

Seele, da ging ein Todesschmerz in ihrem Herzen auf und ab; da hätte sie nur ein Mahl an sein Herz fallen, ihren Schmerz in einen Schrei, in eine Thräne pressen mögen, um an seinem Herzen zu sterben. Wissen sollte er es nicht, ja nicht, daß sie ihn so geliebt hatte.

Ach, wissen durfte das kein Mensch auf der weiten Erde, nicht Johannes, nicht ihr Vater, wenn er noch lebte, daß sie Ludwig so liebte, und um ihn aus Liebe und Gram verginge. Denn wie würde Ludwig trauren, wenn er es erführe!

Darum saß sie da wie eine Mater Dolorosa, wenn Johannes, wenn Ludwig bei ihr waren, lächelnd, ruhig, in jungfräulichem unschuldigen Lächeln, und das goldne Schwert in ihrem Herzen schien ein stolzer Schmuck ihrer Freude.

O edle Seele, woher kam dir die Kraft zu lieben, und zu schweigen, nicht zu hof-

fen, und zu schweigen? zu vergehen, und zu lächeln?

Warum soll ich ihn denn betrüben? fragte sie sanft: ist er nicht unschuldig? ist die Gräfin nicht unschuldig? O wie könnte ich sie hassen? ach, ich fürchte ja leider schon, daß ich sie nicht vom Herzen liebe. Was ists denn? ich stehe hier, wie eine vergessene Blume im glühenden Sonnenstrahl, auf die kein Tropfen Thau fällt, die Niemand begießt. Ich werde sanft welken, meine Blätter verstreuen; aber er wird doch an Annen denken, und sagen: ich hatte sie sehr lieb.

Dieses Gefühl eines nahen Verwelkens wurde ihr von Tage zu Tage lieber, und der Entschluß stumm zu sterben, und ihr Geheimniß nur dem Tode anzuvertrauen immer fester. Dieser Gedanke, nach Einem Jahr, höchstens nach zwei Frühlingen, denn sie rechnete wie die Dichter nach Nachtigallen

und Blumen — gehe ich aus dem Leben zu dem Vater, zur Mutter, zu Gott! machte sie noch schöner, noch sanfter, noch heiliger; er gab ihrer Freundlichkeit einen überirdischen Reiz, und erheiterte sie wirklich.

Sie konnte ja jetzt Ludwigen nach der geliebten Gräfin fragen. Sie konnte ja jetzt mit Ruhe sagen: o der Himmel mache Euch glücklich. Sie hätte jetzt ihrem Todfeinde verziehen; aber sie hatte Niemanden zu verzeihen, und so konnte sie nur zärtlicher lieben als sonst. Johannes sagte: o wie gut bist du denn jetzt! geliebte Anne!

Sie lächelte, und streichelte ihm über die sanfte Stirn. Ludwig fragte, und riß sie an seine Brust: bist du ein Engel! denn ein Mensch ist nicht so fromm, nicht so freundlich, nicht so gut als du. Sie lächelte, und sagte: sey du nur recht glücklich.

In diesem überirdischen Lichte, sah sie jetzt das Leben, die Menschen an. Alles

verlor seinen Glanz ein wenig, nur die Liebe in ihrer Brust nicht, nur Ludwig nicht, nur Gott nicht. Sie hatte fast keinen Wunsch mehr, keine Angst um etwas, nicht ein Mahl mehr um Ludwigs Sorge, ob er noch glücklich seyn werde. Sie ging für ihn ins Grab, und dann — sie konnte ja vielleicht in jener Welt sein Geschick versöhnen.

Die Gräfin hatte Ludwigen zuweilen zu einer Parthie am Morgen gebeten; aber Ludwig hatte es immer abgeschlagen. Ich kann nicht, liebe Gräfin. Ich kann durchaus nicht! und als Kommentar zu diesem; ich kann durchaus nicht! hatte ihre Jungfer hinzu gefügt, daß der junge Graf jeden Morgen recht früh wegginge, und bis nach Tische ausbliebe.

Was haben Sie denn jeden Morgen zu thun? fragte Betty.

Meine Pflicht, meine schönste Pflicht, antwortete er abbrechend.

Seltsam! jeden Morgen! sagte sie, und ein Paar Fragen an ihre Jungfer, die seit einiger Zeit doch reichlicher beschenkt war, nicht mit dem Vertrauen der Gräfin, sondern mit recht hübschen Kleidern, brachten die Jungfer in Bewegung.

Sie folgte einige Morgen in einen Mantel gehüllt, und mit einer Florkappe dem Malteser, und nach vierzehn Tagen gab sie der Gräfin Nachricht, daß der Graf jeden Morgen in einem kleinen Gartenhäuschen zubringen, und — —

Bei wem?

Die Jungfer machte ihr Gesicht, ehe sie antwortete, so gleichgültig, so unbedeutend als käme gar nichts auf die Antwort an. Bei einem Frauenzimmer, das er im Herbst voriges Jahrs dahin gebracht hat.

Du hast das Frauenzimmer gesehen?

O ja, meine Gnädige!

Nun soll ich dir Wort für Wort abfragen? jung?

Siebenzehn Jahre höchstens.

Der Gräfin fiel das Mädchen in Trauer ein. Schön? die Frage kam nach einem langen Besinnen. Und sie setzte sogleich hinzu: ich weiß es zwar schon, sehr schön, eine Blondine, ein wenig blaß.

Die Jungfer erstaunte, daß ihre Gräfin schon alles wußte. Nun? fragte die Gräfin.

Ja, freilich.

Und das ist alles? du weißt nicht wie sie heißt. Seine Schwester?

So hat man geglaubt; aber seine Schwester wohl nicht.

Nun, was denkst du denn? fragte lächelnd die Gräfin. Heraus mit allem was du vermuthest. Etwas gutes ists wohl nicht.

Das Mädchen seufzte. Eine Schwester ist sie nicht; denn so gehen Schwester und Bruder nicht mit einander um. Wenn er mit ihr in das Wäldchen geht, so — so — Ich bin überzeugt, daß — denn dieses Vertrauen, diese Blicke, dieser Ton der Stimme, womit sie beide reden, dieses Anfassen — kurz, meine Gnädige —

Du willst sagen, er liebt sie. Nun denn, du hättest viel Worte sparen können. Aber, was die Hauptsache ist, davon weißt du nichts? woher sie ist? wer? wer ihre Eltern? von alle dem nichts? fragte die Gräfin ein wenig kalt.

Es schien mir, als wäre dieses die Hauptsache.

Die Gräfin lachte laut und hell, und so natürlich, daß ihre Jungfer sich verrathen glaubte. Liebes Kind, sagte sie: das eben möchte ich wissen, ob diese Blondine — aber ich vertraue dir viel — ob dieses Mädchen ein Fräulein Studer ist; aber sie muß es seyn; denn eben das Fräulein ist des Grafen Geliebte, und Braut. Aber ich sage dir, du schweigst.

Die Jungfer war aus den Wolken gefallen; denn auf ein Mahl verlor sie die Handhabe, an welcher sie die Gräfin zu halten glaubte, ihre Liebe zu dem Grafen.

Braut? fragte Justine kopflos. So aber begreife ich gar nicht, wie —

Du begreifst nicht, daß ein junger, reicher, hübscher Mann eine Braut haben

kann? Ich dächte, das begriffest du doch wohl, meine gute Justine. Aber daß nicht ein Wort davon über deine Lippen kommt, mein Kind, denn ohnfehlbar ist es keine Andre, als das arme Fräulein Studer, die nun endlich in der Vereinigung mit dem Langgeliebten glücklich ist. Aber du schweigst, Justine. Ich habe dir viel vertraut.

Das Mädchen erhielt ein Kleid, und sagte seufzend: verrechnet! ganz verrechnet!

Betty, die arme Betty hatte eine unendliche Mühe gehabt ihre Rolle glücklich durchzuführen. Schwester und Bruder sind sie nicht! das klang aus Justinens Erzählung immer wieder in ihrem Ohre. Wer sind sie denn? die Frage trat wie ein Gespenst vor ihre Seele, und erschütterte sie mit furchtbaren Zweifeln.

Sie hörte ihre Justine beim Zeichnen, wo sie ihr Gesicht niederbeugen konnte, noch

ein Mahl ab. Man sagt, Justine, das Fräulein Studer soll so schön seyn.

Justine, die jetzt festen Boden unter sich hatte, nahm die glänzendsten Farben ihrer Phantasie zu Annens Gemählde, dagegen machte Betty aus einem Apollkopfe einen Faun, so verzeichnete sie.

Das arme Mädchen verdiente es wohl, daß sie geliebt wurde, und da du sie Beide gesehen hast, Justine, so — die wahre Liebe läßt sich aus allem sehen.

Justine tauchte den Pinsel in Flammen, und mahlte die Liebe der beiden aus. Die Gräfin konnte den Zeichenstift kaum halten, so bebte ihre Hand. Sie brachte heraus, wo die Wohnung war, und sie entließ die verhaßte Mahlerin.

Sie war auf ein Mahl entschlossen das Mädchen selbst zu sehen. Aber sie scheute, sie scheute den Grafen. So ging sie einige

Tage feindselig mit sich selbst umher, kämpfte mit Zweifel und Hoffnung, mit Mißtrauen und Glauben, mit ihrer Tante System und mit Ludwigs hoher, tugendhafter Begeisterung. Nach ihrer Tante System fand sie alles wahrscheinlich, was sie fürchtete; aber welch ein Mensch mußte dieser Ludwig seyn, wenn sie von ihm so betrogen wurde! Er der sie so zu lieben vorgab! er der mit diesem Abscheu von der Treulosigkeit redete! Sie stutzte auf ein Mahl. Er, der sie so zu lieben vorgab. Sie stand mit einem Mahle vor einer Klapperschlange, die auf sie einschoß.

Wann hatte er denn sie zu lieben vorgegeben? Er hatte nie das Wort Liebe genannt. Sie hatte es geschlossen aus Blicken, aus tausend Kleinigkeiten, die alle nichts, gar nichts bewiesen.

Mitten in diesem furchtbaren Selbstkampfe stürzte Ludwig, athemlos zu ihr ins

Zimmer, einen Brief in der Hand. O Betty, rief er: Gräfin Betty! diesen Augenblick muß ich fort. Mein Freund, der theuerste Freund meines Lebens liegt am Tode. Leben Sie wohl!

Sie betrachtete ihn tiefsinnig. Sie sagte: sind sie Ihren Freunden so treu?

So treu, sagte Ludwig, der den Tiefsinn, den Ernst ihres Gesichts sah, und die Zweideutigkeit ihrer Frage verstand: so treu, daß ich nicht ein Mahl Zeit habe zu fragen, warum Ihr Blick, der Ton Ihrer Stimme, Ihre Worte so feindlich sind. Er faßte ihre Hand. Er küßte sie. Es ist als trennte ich mich jetzt vom Leben, von der Ehre, von dem ewigen Heil. Aber — leben Sie wohl.

Auf wie lange? fragte Betty gerührt von seinem Wesen, aufstehend.

Auf vier Wochen gewiß. Ich darf keine Minute mehr säumen. Dahin flog er.

Sie sah ihm nach. So treu und so treulos! sagte sie den Kopf schüttelnd. Nein, hin zur Hölle, unseliges Mißtrauen! Nein, rief sie: an dein Herz will ich mich festhängen. Nein, in diesen Herzen ist kein Raum für so ein schwarzes Verbrechen! Nein, ich bin sein. Fort, ihr Zweifel! Fort. Ich will ihn lieben, wie er mich!

Die finstere Wolke des Grams und des Mißtrauens sank aus ihrem Herzen weg, wie bei emporsteigender Sonne der Nebel in die Thäler flieht und ganz verschwindet.

Aber die Vorsicht mit dem lahmen Gange hinkte, und die erwachte Eifersucht stürzte schreiend der schönen Begeisterung nach. Sehen will ich doch das Mädchen, sagte sie mit glühend sinnender Stirn. Daß die Tante in der Nähe des Gartens, wo Anne wohnte, einen Garten hatte, auf dem sie sonst jeden Frühling zubrachten, den ein al-

ter Bediente um den halben Pacht besaß, womit Joachim seine Schwester fast toll machte, wenn er darauf gerieth — das ist fürstlich, liebe Ehrenpreiß, sagte er: seine Invaliden, die Arm und Bein im Dienst verloren haben, so zu setzen, daß sie betteln können; auf halben Sold, wie den auf halben Pacht. Was will er mehr verlangen, rief er: hat er doch nur den halben Tag für dich gearbeitet, und die andre Hälfte für sich geschlafen. Da, zum Henker, alter ehrlicher Kerl, halbe Arbeit, halben Pacht. Er that Ehrenpreiß Unrecht; denn sie erließ ihm von dem halben Pacht immer noch eine Hälfte, und das letzte Viertheil zahlte ihm die Gräfin doppelt zurück. Er hätte sich bei einer ganzen Tugend nicht so gut stehen können, als bei des Fräuleins halber. — Daran, fahr ich fort, dachte die Gräfin erst spät.

Aber sogleich war auch alles im frischen Gange. Der Arzt erklärte dem Fräulein,

daß die Gräfin nichts Beßres thun könnte, als ein Frühlingsbad gebrauchen.

Nun, meinen Sie Pyrmont, oder Karlsbad oder Spa?

Ich meine die Stahlkur der Einsamkeit, der reinen Luft. Im Bade ist jeder, der so lebt, als Sie. Ich meine Ihren Garten, am Fluß, einen Spaziergang an der Wiese um fünf Uhr Morgens, in der frischen stärkenden Morgenluft. Sonst steh ich für nichts.

Das Fräulein lächelte; denn sie konnte errathen, warum Betty das Köpfchen so hieng. Aber sie willigte ein; denn das Fräulein hatte Lust, ein Mahl ihr ganzes Moralsystem ungestört mit Betty zu wiederholen. Das schien ihr nöthig.

Betty nahm den Vorschlag mit Freuden an, und damit sie von Besuchen ungestört blieben, gaben sie vor, sie machten dem

Bruder Albert einen Besuch. In dem Gartenhause, was sonst recht elegant war, sah es ohnehin jetzt so aus, daß ihre Besuche dort nicht angenommen werden konnten. Und wir können ja mit jedem Tage wieder in der Stadt seyn.

Man nahm Abschied, und man war am Abend auf dem Garten eingerichtet. Am andern Morgen kam Betty in einer einfachen Haube, in einem noch einfachern Kleide, das sie ganz verhüllte, zum Vorschein, und die Tante erklärte, sie könnte so unter den ganzen Hof treten. Niemand würde sie erkennen.

Justine, die wieder zu einer Handhabe Hoffnung faßte, mußte der Gräfin ganz von weiten das Häuschen zeigen, wo Anne wohnte, das Wäldchen, in dem ihr Spaziergang war, und die Seite der Wiese, wo sie ging, und da Anne den dritten Tag in ihrem Wäldchen erschien, und der Rasenbank

zuging, die Ludwig für sie unter einer mahlerisch schönen Buche selbst gemacht hatte, fand sie die Bank von einem jungen schönen Mädchen besetzt.

Betty stand auf, und verbeugte sich, Anne dankte, und ging erröthend vorüber. Aber nun überlegte sie, daß es doch gar nicht freundlich von ihr gewesen war, der Fremden nicht freundlicher zu danken. Dreist machte sie der Vorwurf nicht. Sie ging seitwärts ab, auf einem Umwege nach Hause zurück. Aber da kam die Fremde wieder ihr entgegen, und ein Seitenweg war nicht zu haben, und die Fremde sah so freundlich zu ihr hin, und so erröthete die arme Anne noch ärger als vorhin, und weil die Fremde sie so dreist betrachtete, so vermehrte das ihre Verlegenheit so, daß sie Taschentuch und die Blumen verlor, die sie gepflückt hatte.

Betty nahm Blumen und Tuch auf, reichte es Annen mit ein Paar freundlichen

Worten, und stand zum Gespräch still. Man sprach vom Frühling, von der Nachtigall, von dem Schatten des Wäldchens, von der Schönheit der Wiese, Betty mit einer Brust, die immer freier von Sorgen wurde, da sie Annens ängstliche Verlegenheit sah, und ihre: O ja's! hörte, womit sie alles beantwortete.

Es wundert mich, daß dieses schöne liebliche stille Plätzchen nicht mehr besucht wird; aber desto lieber wird mir es so seyn! sagte Betty. Und wenn ich Sie zuweilen die Hoffnung hätte zu finden, setzte sie freundlich hinzu: so wäre ich nicht ganz einsam.

Ich bin jeden Morgen hier, und jeden Abend, wenns wärmer ist, sagte Anne.

So wohnen Sie wohl in einem von den Häusern? fragte Betty: Meine Wohnung ist dort. Sie zeigte auf das Gartenhaus, wo sie wohnte. Ich liebe die Natur, und

der Arzt hat meiner Mutter gerathen, mich einige Wochen im Frühjahr auf dem Lande leben zu lassen.

Sind Sie krank? fragte Anne, und auf ein Mahl verwandelte sich das ängstliche verlegene Gesicht Annens in ein freundliches, seelenvolles Engelsgesicht, mit einem Auge voll schönem Mitleiden. Da müssen Sie nicht stehen; denn es ist noch kühl, und ein wenig feucht, und wenn sie mir erlauben, schlage ich Ihnen mein Tuch um. Ich bin jeder Luft gewohnt.

Nun! heftete Anne Blicke voll einer unendlich freundlichen Liebe auf Betty, faßte ihre Hand, bat sie sich auf ihre zu stützen, erbot sich, zu jeder Stunde ihre Begleiterin zu seyn, und drückte sie zärtlich an ihre Brust.

Sie meinten etwas noch, mein liebes Kind? fragte Betty.

Ich dachte, wenn Sie eine Wärterin nöthig hätten, wenn Sie nicht schlafen könnten, — ach, das ist recht unglücklich, wenn man so unruhig ist, daß man nicht schlafen kann. Sie dürfen nur senden, ich wohne dort. Ich will mit Ihnen reden, Ihnen vorlesen.

Das alles war nicht das Erbieten der Höflichkeit; nein — Betty konnte sie nicht mißverstehen. Es war das Erbieten der innersten Rührung, der vertrauenvollsten Menschenliebe. Annens Auge hing auf Betty's Auge so flehend, als bäte sie Betty um die Dienste der Freundschaft.

Betty lächelte, und sagte: es war nur die Vorsorge des Arztes, keine Krankheit. Ich danke Ihnen für Ihre Güte. Wollen Sie mir aber zuweilen Gesellschaft leisten, so —

Anne drückte sich an Betty's Brust statt der Antwort, und Betty fragte nach An-

nens Nahmen. Anne, heiße ich, antwortete sie liebevoll.

Meine gute Anne! sagte Betty: aber ihr väterlicher Nahme?

Anne Sorge.

Und ihre Eltern wohnen in dem Hause?

Ach, nein! Meine Eltern habe ich gar nicht gekannt, obwohl — hier sah sie seitwärts auf den Boden, und ihr Auge benetzte sich nach und nach — obwohl es mir an einem theuern Vater, an einer theuern Mutter nicht gefehlt hat. Aber sie sind seit einem Jahre — todt.

Das schöne Gesicht erblaßte, die blauen Augen füllten sich mit Thränen. Sie bedeckte das Auge lange mit ihrem Tuche.

Und hier sind sie bei Verwandten? fragte Betty nach einer Pause.

Ach, nein! sagte Anne. Ich wohne nur dort mit meinem Bruder, weil das Gärtchen so lieblich hier liegt.

Mit Ihrem Bruder? fragte Betty mit einem Seufzer, der alle Unruhe von ihrem Herzen weghob. Wie hießen denn Ihre Pflegeeltern, mein theures, gütiges Kind?

Lasius, er war Prediger zu Lichtenwalde.

Beide Nahmen hatte Betty gehört; aber sie konnte sich durchaus nicht erinnern, in welcher Verbindung. Sie meinte doch wohl von dem Grafen selbst.

Aber sie fühlte, sie fragte auf ein Mahl zu viel. Sie konnte Argwohn erregen. Sie nahm mit einer großen Herzlichkeit von Annen Abschied, und ging den Weg nach ihrem Garten zu.

Betty hatte auf ihrem Rückwege viel zu bedenken, daß Anne so schön war, dann ih-

ren Bruder, dann den Nahmen ihres Bruders, Sorge, wie weit entfernt von dem Nahmen Graf Nausag!

Nun konnte sie über den Nahmen Auskunft bekommen, nicht über den Nahmen nur, sondern über alles; denn Anne war seine Schwester.

Am andern Morgen war Betty bei Annen, und das Gespräch kam wieder auf den Bruder. Das war er, der mich hieher brachte! sagte Anne, auf Johannes zeigend. Betty fühlte ihr Herz schmerzlich schlagen. Sie fragte: der hat Sie hieher geholt, liebe Anne, sagen Sie? Er scheint ja jünger als Sie.

Ach, nein, der mich hieher holte, das ist — hier strahlten zwei Sonnen in Annens Augen — das ist wohl auch mein Bruder. Wir wurden zusammen erzogen, von Kindheit an. Der ist jetzt nicht hier, sonst würden Sie ihn hier sehen! Ihn, ach!

ich wollte, Sie kennten ihn den edelsten aller Menschen.

Sie reden mit einem Entzücken von ihm, liebe Anne, daß ich —

Und wie sollt' ich; wie könnt ich anders? Mein ganzes Herz ist voll von ihm, meine ganze Seele —

Und das weiß er? fragte Betty immer unruhiger.

Wie sollt er das nicht wissen, daß ich ihn über alles, ganz unaussprechlich liebe!

Und er liebt Sie wieder?

Anne schlug die Augen auf ihren Schooß nieder, und legte ihre Blumen zurecht, indem sie antwortete; er liebt mich! o ja! Viel mehr als ich es verdiene. Sie brach ab mit einem Tone, der sagte, wie viel mehr sie noch hinzu setzen könnte.

Und wie heißt Ihr Freund? fragte die Gräfin noch ein Mahl Hoffnung fassend.

Ludwig, und sein Zunahme ist Graf Eisach.

Nausag vielleicht? ein junger Malteserritter?

Nein, Eisach. Selbst dieser Nahme ist nicht ein Mahl gewiß; aber in Malta ist er gewesen, und man nennt ihn den jungen Malteser, doch Ritter ist er nicht.

Und mit Ihnen ist er erzogen? in Lichtenwalde?

Eigentlich nicht. Er lebte in Straden, bei dem Herrn von Brunn, der hatte ihn in Tyrol in seinem Zimmer ausgesetzt gefunden, und zu sich genommen.

Auf ein Mahl strahlte das helle Tageslicht über die halbgestaltete Glorie der Zukunft, worin Betty Ludwigen stehen sah. Ein wunderbares Gefühl ergriff sie von Un-

muth, von Bitterkeit. Sie fragte weiter; es war ihr Ritter. Anne behielt nicht das geringste von dem, was sie von ihm wußte, auf dem Herzen. Sie erzählte der Gräfin ihre ganze Jugendgeschichte. Und durch diese Geschichte blickte die reinste, die heißeste Liebe überall hervor.

Sie erzählte ihren Abschied von ihm; ihr Geschenk, das sie Ludwigen gegeben. Sein Versprechen den Ring ewig zu tragen. Und er trägt ihn noch? fragte Betty.

Er trägt ihn noch. Und bald, bald, setzte Anne mit der ganzen Erschütterung ihres Wesens hinzu. Sie war aufgestanden, ihre Wangen glühten, ihre Gestalt erhob sich, ihre Augen funkelten in zwei zerflossenen Thränen — bald, bald trägt er ihn, meinen Ring, als ein Andenken der schönsten, der erhabensten Stunde, als den Bürgen einer ewigen Liebe.

Anne meinte ihren Tod, Betty ihre Verbindung.

O der Betrüger! rief's mit tausend Stimmen in Betty's Innern. Aber sie zwang die feindselige Empfindung der Eifersucht in das ausströmende Herz zurück, und fragte weiter, um wenigstens den Triumph zu haben, seinen Charakter ganz zu enthüllen. Sie fragte weiter. Anne erzählte, und aufs neue mußte Betty Hoffnung fassen. Sie nahm allen ihren Muth zusammen und fragte: so darf man Ihnen wohl als Braut Glück wünschen?

Da erblaßten die Rosen, welche die Erzählung von Ludwigs Liebe auf Annens Wangen gehaucht hatte, wieder. Sie ergriff zitternd Betty's Hand, und sagte mit leisen Tönen einer Geisterstimme: ach niemahls! niemahls! Und dann wendete sie sich schnell ab, faltete die Hände, ging ein Paar Schritte, stand dann und kehrte wieder.

Ich weiß nicht, liebes Kind. Sie sagten doch von dem Ringe, er würde bald —

Anne sah ihr fest in das Auge, und sagte: ich werde niemahls seine Braut werden. Sie legte die kalten Lippen auf Betty's warme, und sagte leise: aber das ist ein Geheimniß!

Das Betty doch wissen mußte. Die beiden Mädchen gingen nach Annens Wohnung und Betty mit hinein, und nun sah sie sich auf ein Mahl mit den schönsten Blüthen von Ludwigs Geiste umgeben. Da hingen an den Wänden Aussichten aus der Schweiz von Ludwig gemahlt. Da hing Annens Kopf, und Johannes! da hing er selbst zum Sprechen ähnlich. Anne zeigte es Betty mit den Worten: da ist er!

Tiefsinnig stand Betty vor seinem Kopfe; sie erstaunte nicht ein Mahl, da sie hörte, er hätte das selbst gemahlt. Sie sah

seine Harfe da stehen, sie hörte es gleichgültig, da Anne sagte: Sie sollten ihn hören, wenn sein Herz aus diesen Saiten spricht! Nein, sie betrachtete Annens schlanke, jungfräuliche keusche Gestalt; das himmlische, fromme Gesicht, blaß und doch von einem überirdischen Glanze der Schönheit strahlend; sie betrachtete das liebreizende Lächeln, das auf den Lippen, in den Wangengrübchen schwebte, das unendlich schöne, offne Auge mit dem einfachen Schimmer der demüthigen Unschuld, und dieses süße schöne Mädchen stand in der Glut der stillen Liebe gleichsam wie in einem geistigen Glanze eingehüllt.

Und Ludwig brachte jeden Morgen mit diesem Mädchen zu. Er ging mit ihr unter dem einsamen, liebelockenden Schatten des Wäldchens, unter dem Gesange der Nachtigallen, das Mädchen ruhte, wenn sie vom Gange ermattet war, an seinem Busen mit ihrem pochenden Herzen. Psychens

und Amors Gruppe, wie der junge Mann ihr sagte, der sie hatte ankommen sehen. Er nannte sie du, sie ihn. Ihre Wange ruhte an seiner, Ihr Glück in seinem Herzen. Ihr erster Seufzer mußte jede Fessel zerschlagen, die Betty ihm angelegt hatte; ihre erste Thräne mußte Ludwigen auf ewig an sie fesseln.

Betty sah, wie Anne mit tiefsinnigem Blick vor Ludwigs Kopfe stand, alles vergessen hatte darüber, selbst ihren neuen Gast, und die Unruhe lagerte sich fest in Betty's Brust.

Sie ging. Sie überlegte, wie viel von dem allem für ihre Tante gehörte, und die Antwort war: alles oder gar nichts, und dazu war Betty nicht zu bringen, der Tante ihr ganzes, schwaches, so tief verwundetes Herz zu zeigen!

Bei einem Punkte stutzte sie. Ludwig war der Findling, den Oheim Brunn er-

zogen hatte. Und davon schwieg Ludwig ganz und gar. Warum das? wozu das? Der Vorwand, den Betty dazu ersinnen konnte, sah so eigennützig aus, als der Tante System. Sie ließ ihn also fahren; aber die Stirn rieb sie doch ein Wenig.

Doch in einem Gespräche mit der Tante über ihre Kindheit that sie die Frage: wohin ist denn der kleine Spartaner gerathen von Oheim Wilhelm?

Die Tante erzählte was sie wußte, bis auf sein davon laufen, und setzte hinzu, was sie jetzt erst von Joachim in einem Briefe gehört hatte, daß Bruder Wilhelm wahrscheinlich die Mutter seines Findlings entdecken würde, oder entdeckt hätte.

Joachim hatte hinzu gesetzt: du wirst dich mit aller deiner Prophetenweisheit wundern, wenn du die Schicksale dieses jungen Bären hören wirst. Ich freue mich ordent-

lich auf den Augenblick, da ich zu dir sagen kann; das da ist er!

Tante Ehrenpreiß lächelte bei diesen Worten ein wenig spöttisch: der Joachim droht immer mich anzuführen, und — Aber Betty dachte: wenn nur dieses Mahl es nicht wahr wird.

Aber wer war denn der junge Mensch eigentlich?

Ein Graf, ich weiß nicht mehr, wie sein Nahme war, Eisach! recht Eisach!

Das machte Betty noch unruhiger. Nausag, Eisach. Wozu diese Nahmensveränderung? Ist wohl gar seine Bekanntschaft mit uns, mit mir, eine Verabredung, um die Tante anzuführen? das sähe dem Oheim Joachim sehr ähnlich.

Und so könnte dieser Graf auch wohl kein Graf seyn, dachte sie, und wenn Joachim

weiß, daß ich ihn liebe, so — ist freilich die Tante angeführt. Aber davon, dachte sie, wird doch die gute, zutrauliche Anne, auch etwas wissen. Die Zukunft stand wie ein grauer Nebel vor ihr, aus dem jetzt die Sonne hervor treten, aber das sich zu einem zerstörenden Gewitter zusammenziehen will. Joachim? sie erinnerte sich ja, daß der den Jüngling, eben den Ludwig zu hundert tollen Begebenheiten gebraucht hatte, um seinen Bruder zu necken, daß sich der Knabe hatte gebrauchen lassen. Wie, wenn dieses ein tolles Spiel wäre von Joachim, der Tante Plan zu verderben?

Ritter, nicht Ritter? Eisach und Rausag! Ludwigs Liebe und Schweigen! Möglich wäre es doch, und der Gedanke der Möglichkeit setzte sie schon außer sich. In der Tante System lag ja die Möglichkeit.

Am andern Morgen war sie sehr früh bei Annen. Nach drei Worten waren

Anne und Betty bei Ludwig. Betty durfte nur ein Wort fallen lassen, so erzählte Anne.

Anne erzählte seinen ganzen Lebenslauf, seine Reisen durch Italien, alles was sie wußte, und sie wußte jede Kleinigkeit.

Aber mein Gott, sagte Betty eifrig: so ist ja Ihr Freund Niemand anders als der Graf Rausag, da —

Eisach, sagte Anne: Eisach.

Ich weiß gewiß, liebe Anne: daß er unter dem Nahmen Rausag in dem Hause des Fräuleins von Brunn aus und eingeht.

Ja, das ist er.

Aber man sagt, er liebe die Nichte des Fräuleins, die Gräfin Montemor.

Anne wurde unruhig. Ich hoffe nicht, sagte Betty: daß Ihr Freund die Gräfin betrügen will?

Mein Gott, rief Anne aufstehend: was sagen Sie da?

Ja, wenn er vorgiebt die Gräfin zu lieben? und nach allem, was ich von Ihnen höre, scheint es, daß er Sie liebt, theure Anne.

Einen Augenblick gebrauchte Anne, den Schmerz hinab zu drücken, dann antwortete sie sanft: Ludwig liebt die Gräfin mit einer unendlichen Liebe. Vorgeben? o der kann nichts vorgeben. Seine Seele ist die Wahrheit selbst.

Eine Minute lang genoß Betty des allerschönsten Triumphes, das Geständniß seiner Liebe aus dem Munde der Nebenbuhlerin, und seiner Vertrauten. Aber doch faßte sie nicht recht, sie fragte weiter, mit grausamer Neugierde. Sie sah nicht, wie viel blasser Anne war, wie unbeweglich ihr Auge stand, da sie mit harter Hand einen blu-

tigen Schleier nach dem andern von Annens blutendem Herzen hob, und nun den letzten mit der Frage: Gott, mit welcher hohen Leidenschaft lieben Sie ihn, meine gute Anne? und er liebt, sagen Sie, die Gräfin Montemor? Da verflog das letze Blutkügelchen, aus Annens weißem Gesicht, das Herz stockte, die Thräne zerrann, und sie lehnte sanft an der Gräfin Schulter.

Einen Augenblick lang. Dann sagte sie, lächelnd wegen der prophetischen Ohnmacht, die alle Schmerzen bedecket: hatte ich das gesagt? o so verhülle es der Freundschaft treue Liebe!

Er weiß es nicht, daß Sie ihn lieben?

Nein! o nein!

Himmel, wie können Sie es ihm verbergen?

Jetzt mit einem Lächeln, mit meiner Heiterkeit; bald mit etwas, was verschwie-

gener ist als ich. Er soll es nie erfahren. Nie! nie! Geben Sie mir die Hand darauf.

Woher erfuhren Sie denn, daß er die Gräfin Montemor liebt?

Von ihm selbst!

Von ihm selbst? mit den Worten fuhr Betty doch erschreckt zurück. Von ihm selbst? der Grausame!

Da erzählte Anne, wie alles gekommen; wie sie selbst nicht gewußt, daß sie ihn liebte, wie nach Ludwigs Erzählung die Gräfin Montemor, ein himmlischer Engel sey, den er lieben mußte. Ach, ich habe wohl manchmahl gewünscht, so schön zu seyn wie die Gräfin —

O das bist du, o du sanfte Anne! das bist du! rief die Gräfin schluchzend, am Halse der Nebenbuhlerin.

Oder so gut wie sie, fuhr Anne sanft fort.

Da umschlang Betty Annen und rief mit tiefer Leidenschaft: o das bist du, Anne! das bist du! Aber auch die Gräfin ist gut, Anne, glaube mir, und dein Haß gegen sie —

Haß? fiel Anne ein. Haß? Habe ich das auch gesagt? Nein, das habe ich nicht sagen können.

Nun, es ist so natürlich.

Natürlich? Ich verstehe Sie nicht. Hassen sollte ich, wen er liebt? hassen, die meinen Ludwig beglücket? hassen? Ach, es that mir schon weh genug, daß ich manchmahl glaubte, ich liebte sie nicht genug.

Sie kennen sie nicht, liebste Anne?

Nein! nein! Ach, ein Mahl möchte ich sie sehen, ein Mahl an ihr Herz fallen,

und sagen: mache ihn glücklich! Ein Mahl, und wäre es nur in einem Traume!

Das könnten Sie leicht, wenn Sie wollten.

Das kann ich nicht; denn Niemand darf wissen, daß ich ihn so liebte, als — o Sie schweigen?

Ich schweige gewiß.

Betty ging nach Hause, die Brust voll einer Unruhe, eines heißen Schmerzens, aber von überirdischer Natur. Sie vergoß Thränen, die sie so süß nie vergossen hatte, als höchstens in einem Trauerspiele. Die Unruhe erhob sie höher empor, als je eine angenehme Empfindung.

Sie verstand auf ein Mahl die Worte: zerbrich keine Herzen, weil du sie nicht lie-

ben kannst! Und obwohl er Annens Herz zerbrochen hatte, so wußte sie gewiß, er hätte Annens Herz lieben können. Sie war geliebt von ihm, das wußte sie, das fühlte sie mit einem sehr hohen Triumphe; aber zum ersten Mahle zitterte sie vor den Worten: zerbrich keine Herzen, weil du sie nicht lieben kannst. Und sie beschloß, er sollte ihr Herz lieben können.

Ihrer Tante verschwieg sie alles; denn auf ein Mahl war ihrer Tante System von ihr abgefallen wie schmutzige Fesseln. Sie war hervor getreten aus dem ewigen Kerker unmenschlicher Grundsätze an die Freiheit, an das Licht eines höhern Lebens.

Ehrenpreiß erstaunte vor dem Glanz, der von Betty's Gesicht strahlte. So schön, Betty, sagte sie: warst du noch nie.

O Tante, diese Schminke kannte ich auch noch nicht. Sie besuchte Annen jetzt mit jedem Morgen, und sie erstaunte immer mehr.

Anne las, wie der Malteser sprach, mit einer Begeisterung, die aus dem Herzen drang in alle Herzen: Betty fühlte, sie könnte hier lesen lernen. Anne sang, keine Bravurarien, kleine Lieder, Balladen, Romanzen. Aber das Herz sang mit der reinen Stimme des himmlischen Heilig! heilig! heilig!

Anne redete, und aus einer einfachen, reinen, heiligen Seele, aus einem heißen, aufwallenden Herzen strömten die Gedanken hervor und bekleideten sich mit begeisterten Worten. Anne kannte keine Wissenschaften; aber sie glaubte an alles, was sie sagte. Ihr gläubiges Gefühl war mächtiger, beredter, überredender als Betty's erlernte Künste, und wie sie es nannte, als ihre Ueberzeugung durch Wahrheit.

Sie mußte sich zuletzt von ihr trennen; denn Tante Ehrenpreiß konnte nicht länger in dem engen Gefängnisse der Natur, des Frühlings aushalten. Sie verlangte zurück

in die große Welt, und sie athmete erst wieder ruhig, da sie die Karten umher schickte.

Betty vergaß Annen nicht. Die ersten Tage fühlte sie eine unendliche Sehnsucht nach ihr, und zuletzt blieb ihr nichts übrig als die Furcht, wenn der Graf ein Mahl erführe, er wäre so geliebt.

Es fing ihr nach und nach an zu scheinen, daß bei Annen doch wohl auch manches nur eine poetische Figur sey, nicht Wahrheit, und so wie sie das dachte, wurde Anne ihr fürchterlich, sie sah in ihr eine Nebenbuhlerin, die mit ihrer Tante System ihr Glück in ihrer Gewalt hätte.

Und wer weiß! wer weiß denn! sagte sie in gewissen Augenblicken: sagt doch mein Lehrer, der Hofrath, daß es Augenblicke im Leben gibt, in denen wir alle der Tante System haben! und solch einen Augenblick fürcht' ich.

Da trabte Ludwig vor ihrem Balkon vorüber. Sie sah ihn, sie lächelte ihm zu, und warf ihm eine Orangenblüthe hinab, die er auffing. Nach fünf Minuten war er im Vorzimmer des Fräuleins.

Wann sind Sie zurück gekommen? fragte die Tante.

Jetzt, diesen Augenblick.

Das Fräulein dankte ihm, daß ihr Haus ihn zuerst sähe.

Es sieht aus, als ob ihm dieser Dank nicht gebührte, Tante. Gestehen Sie, mein Herr Graf, Sie haben schon einen Besuch gemacht?

Ja, gestand Ludwig: beim Hereinreiten in die Stadt, auf zehn Minuten.

Betty mußte auf ein Paar Minuten hinaus, um Herr eines schnell aufwallenden

Verdrusses zu werden. Bei Annen also früher, als bei ihr? Und in das Thor führte sein Weg nicht!

Und was das Schlimmste war, es war wieder ihr Geburtstag, an dem sie ihn zum vierten Mahle vorüber reiten sah. Traum und Liebe erheiterten ihre Brust; Annens Bild verschloß ihr Herz wieder.

Aber das Fräulein hatte ihm verrathen, daß Betty's Geburtstag heute wäre, und hatte ihn zu Abend gebeten. Er kam mit leuchtenden Augen Betty entgegen, wie sie in den Saal trat. Er beugte sich mit dem Ausdruck einer herzlichen Ehrfurcht auf ihre Hand, und drückte sie an seine Lippen. Sie fühlte sich versöhnt.

Eine kleine ausgesuchte Gesellschaft versammelte sich. Betty führte den Ritter einem Manne zu, mit den Worten: ich versprach Ihnen, Herr von Estavaiel, die Bekanntschaft meines Freundes, hier ist sie! der

Graf Nausag. Herr von Estavaiel aus der Schweiz, ein Freund unsers Hauses, Herr Graf.

Ludwig sah den Schweizer an, und er mußte sich gestehen, er hatte lange kein so interessantes, männlich-herrschendes Gesicht gesehen. Eine Adlernase unter brennenden Augen, darüber eine vorstehende scharf geschnittene, edle Stirn, ein feiner Mund, und ein schönes Kinn, welches das Gesicht recht schön abrundete; eine stolze edle Figur, ohne Zwang, alle Bewegungen einfach, ruhig und leicht. Er hatte ohngefähr vier oder fünf und dreißig Jahre.

Wir stritten eigentlich, sagte der Schweizer zu dem Grafen mit einer angenehmen Stimme: über den Freund, nicht über den Freund der Gräfin. Sie versprachen mir einen Freund.

Und das ist er! Freund oder mein Freund. Mich dünkt, in Einem liegt das Andre, worüber wir stritten.

Ich könnte wünschen, Sie hätten Recht, sagte er mit einer artigen Freimüthigkeit dem Grafen die Hand bietend. Sie versprechen mir einen Freund.

Aus Stäfis? fragte der Graf. Ich habe dort Estavaiels gekannt.

Mein Haus ist dort weit verbreitet. Sie waren da? eine schöne Gegend, gegen den See zu; der See selbst, schön, himmlisch schön; aber wie das Leben, nicht zu befahren.

Der Graf wird Ihnen das Gegentheil sagen, Herr von Estavaiel, sagte Betty lächelnd.

Das muß ich wohl, denn ich bin oft auf dem schönen See gewesen.

Der Graf wußte nicht, was der Schweizer mehr damit meinte; denn er liebte ihn schon. So rauh Ludwig war, so mochte er doch alle vollkommen ausgebildete Dinge, Menschen, und so weiter leiden, besonders freie Menschen, wohl nur des Kontrastes wegen. Aber bei dem Schweizer kam noch etwas hinzu: die Reste der Schönheit, die ihm noch von dem Erzengelstande übrig waren.

Der Schweizer war nur ein gefallner Engel. In den freien Bergen seines Vaterlandes frei erzogen, von vortrefflichen Eltern, bekam er den Muth überall Er selbst zu seyn. Im siebzehnten Jahre verlor er alles auf ein Mahl, seine Eltern, und seine Unschuld; ihm blieb nichts, als der väterliche Reichthum, und das Andenken, daß er im Spiel mit einem wollüstigen Weibe den Göttertraum der ersten reinen Liebe gehabt und verloren hatte. Die Frau liebte den schö-

nen Knaben, und sie mußte seine Seele vergiften, damit sein Körper ihre Fesseln trug.

Dennoch zerbrach er muthig, und männlich die schimpfliche Fessel, und er schwärmte umher, oft sich zurücksehnend nach dem Reiche der Armida, voll ungestillter Sehnsucht nach einem Herzen, das er nie fand, weil er die Lust suchte, nach einer großen That, die er nie fand, weil er das Lob dafür suchte. Aber nie konnte er vergessen, daß er ehedem mit seinen Planen, mit seinen Vorsätzen, mit seinem Herzen, mit dem Geiste hoch über dem Leben geschwebt hatte. Diese Sehnsucht nach dem ersten Paradiese seiner Jugend verließ ihn nicht in allen Paradiesen des Lebens, die er durchstreifte. Er fand das Band nicht zwischen Wunsch und Genuß.

Er hielt zuletzt das Land, wohin alle Ströme zogen, alle Wege führten, wo die Morgenröthe aufging, und als Abendröthe

wieder unter, aus dem die Musik ihre zerschmelzenden Töne holte, für ein Fabelland, und sich für den gehetzten Narren eines Aberglaubens, und eines heißen Herzens.

Er blies die Flamme in einem fürchterlichen Augenblicke, wo die Liebe und Freundschaft zu gleicher Zeit ihn betrogen hatten, aus, und selbst diese neue Lage, wo er kalt war wie Eis, und hart wie Eisen, wo er das Menschengetümmel um sich her, und ihre Herzen, und ihr Wehgeschrei wie bunte Traumpuppen betrachtete, von denen er nichts foderte als Lust, ergötzte ihn; denn die Welt hatte nun eine andre Ansicht, und eine wahrscheinliche, eine dichterische.

In dem Leben als Wahrheit kam ihm die Geringfügigkeit der Welt gegen seine vergangenen Wünsche gar zu toll vor. In seinen Träumen konnte er herrschen; aber doch konnte er die ewige Sehnsucht nicht stillen, die ihm aus dem Erzengelzustande übrig war.

Und das Schlimmste dabei war, daß alle Menschen, auf die er stieß, ihm schmeichelnd entgegen kamen, ihm huldigten, und mit dem armen Herzen und Kopfe tausend Mahl glücklicher waren, als er.

In Italien hatte er lange an einem großen Hofe fast als Gebieter geherrscht. Er glaubte glücklich geworden zu seyn, und seine großen Wünsche erwachten wieder. Er stand auf dem Platze wo er sie ausführen konnte. Er ergab sich darum einem Weibe, das er haßte. Er wachte die Nächte in seinem Kabinette darum. Er wetteiferte mit den Hofleuten darum um den Blick des Fürsten. Saurer war ihm keine Zeit geworden. Er beherrschte den Fürsten, und er wurde von seinen Launen beherrscht. Aber er wollte sein Werk vollenden. Wie es fertig war, warf ein listiger Mönch es über den Haufen, und Jedermann lächelte, als wäre ein Kartenhaus eingestürzt.

Da warf er eben so verachtend des Fürsten Gunst, des schönsten Weibes Liebe, seine Macht, sogar die Rache an seinen Feinden bei Seite, und ging, seinem Geschicke fluchend.

Er fing an den Menschen zu verachten, den er nicht lieben, dem er nicht ein Mahl wohlthun konnte, er verlor nun ganz den Faden der Ariadne, der ihn aus dem räthselhaften Labyrinthe hätte leiten können. Er verlor den Glauben an die Tugend, an die Ewigkeit, an Gott.

Er machte der todten Göttin, die er nun anbetete, der Natur keine Vorwürfe. Sie macht uns glücklich, sagte er: und das ist genug. Wie? welch ein Narr hat darnach zu fragen? Aber beim Himmel! rief er kopfschüttelnd: glücklich sind wir! Die Spiele der Kindheit, die Träume der Jugend, dann die Liebe, hinter ihr der Ehrgeiz, die Familienfreude! dahinter der Geiz! die fünf Akte

des menschlichen Glücks, im Fürsten-Pallast, in der Hütte, und im Zelte der Nomaden auf Eine Weise aufgeführt. Und dann der Tod, der auf immer die Lampen verlöscht.

So ging er nun durchs Leben dahin, mit dem Menschen spielend, des Lebens genießend, ohne Theilnahme an etwas als an sich, der Menschen Herr, weil er sein eigner war, schien er ihr Freund, worüber er lächelte. So war die Flamme erloschen, die göttliche erste Flamme fast ganz erloschen. Sein Herz war ein ausgebrannter Vulkan, ein schwarzer Krater in den der schöne, grüne Berg versunken war.

So war er hier in diese Residenz gekommen. Er hatte den Fürsten in Italien getroffen. Er hatte ihm Dienste geleistet, ohne etwas dafür zu wollen. Das war dem Fürsten so seltsam vorgekommen, daß er ihn eingeladen hatte.

Er kam, er sprach den Fürsten. Er leistete ihm durch seine ungeheure Menge von Verbindungen sogleich den ersten Tag seiner Ankunft einen wichtigen Dienst, durch den Florenzer Hof, in Wien, und er wollte wieder nichts dafür, als nur die Freiheit, seine Renten in seiner Hauptstadt zu verzehren. Das gab dem Schweizer auf ein Mahl das Ansehen des Günstlings des Fürsten, und da er Niemanden schadete, vielen nützte, so liebte man ihn. Er gab nichts darum.

Aber er sah im ersten Tage die Gräfin Montemor, und sie erinnerte ihn so lebhaft an eine seiner schönsten Stunden mit einer Deutschen, daß er länger an ihr haftete; und im Gespräch mit ihr, fand er, daß sie dem, was sie plaudern gelernt hatte, eine recht artige Wendung zu geben verstände. Er betrachtete sie sogar mit einem Lächeln, da sie ein Paar Gedanken sagte, welche die Umgebung hervor gebracht haben mußte.

Er zeichnete sie aus, und das war viel von dem Günstlinge eines großen Fürsten, von dem Manne, den Jedermann das Ideal der geistigen Größe, und der höchsten Bescheidenheit nannte.

Dieser Mann stand jetzt vor Betty und Ludwig, und da er das funkelnde Auge Ludwigs sah, womit er Betty betrachtete, und Betty's sanftere Blicke, die sie verstohlen auf ihren Freund warf: da beneidete er ihnen die schönen Augenblicke seiner eignen Jugend. Denn so schön Betty auch war, so war ihr Geist dennoch schöner. Sie könnte mich überreden, sagte er: daß ein Weiberkopf denken kann.

An Ludwig zog ihn das unbesorgte Feuer, der stolze Muth, die Ruhe in der Begeisterung; seine Jugend trat lebendig vor

seine Seele; er lächelte mitleidig. Der Schweizer zog die Gräfin an; daß er ihr mehr zutraute als einem Weibe, Ludwigen, daß er noch stolzer war, als der Jüngling, und daß er von dem Leben so kalt redete, wie von dem Menschen, und doch so frei war, so ruhig. Ludwig hatte in Italien gehört, wie er den Hof verlassen, den er regieren konnte. Er sprach davon nicht, der Schweizer dachte nicht daran, obwohl der Nahme des Hofes vorkam im Gespräch.

Aber Betty hatte den Abend mehr zu thun, als das. Sie zog Ludwigen, in die Voliere, deren Bewohner von der Erleuchtung des Gartens zu ihrer Gebieterin Geburtstage aufgeschreckt, noch flatterten. Dahin zog sie ihn, in diese schöne grüne Dämmerung, aus dem hell erleuchteten Garten.

Ich habe mir heute von meinen Freunden wahrsagen lassen, hob sie lächelnd an,

und Sie haben gehört, daß man gesagt hat, wenn ich nicht glücklich würde, so verdiente ich es doch zu seyn.

Ich will Ihnen auch wahrsagen, Gräfin. Sie —

Das sollen Sie auf meine Fragen. Heißen Sie denn eigentlich Rausag?

Nein, antwortete Ludwig in seinem gewöhnlichen Tone. Sie konnte sein Gesicht dazu sehen. Er war nicht im mindesten bestürzt. Er lächelte sogar und mit vieler Ruhe.

Nicht? wie heißen Sie denn?

Eigentlich nur Ludwig. Den Nahmen Rausag gab man mir in Malta für den Nahmen Eisach, den man mir in meiner Kindheit gegeben hatte, wiederum nach einem Billette, das eben so ungewiß war.

Wunderbar, lieber Graf, und das sagten Sie nicht?

Nein, denn jedes Mahl hätte ich dazu eine Begebenheit erzählen müssen, die aller Welt Augen auf mich richtete. Man nannte mich so oder so. War es nicht Eins? Irgend einen Nahmen mußte ich haben.

So ists mit Ihrem Nahmen Ritter wohl —

Eben so! Ich bin kein Ritter, liebe Gräfin.

Und meine Tante? fragte Betty bestürzt über seine Ruhe.

Ich glaube, sie würde nicht ganz so ruhig bei dieser Veränderung bleiben, als ich und — Betty! Betty! — Er ergriff ihre Hand, er sah ihr ins Auge. Und Sie, Betty. Noch mehr, ihre Tante kennt mich. Auch Sie, Betty! denn in Straden bei dem Herrn von Brunn bin ich erzogen.

Der Spartaner waren Sie, Graf? der Findling, der Pflegesohn meines Oheims?

Und das alles verschwiegen Sie mir? mir? warum? sagen Sie wahr? Es ist mein Geburtstag.

Sie wollen Wahrheit, Gräfin. Ich habe sie nie einem Menschen verweigert.

Ich will Wahrheit, sagte lächelnd Betty, aber ihr Herz pochte unbändig.

Ich sah Sie, Gräfin. Ich sprach Sie. Ich liebte Sie.

Hier wollte Betty aufstehen. Aber Ludwig bat sie ihn auszuhören. Ich weiß es, Gräfin, daß Sie groß genug sind um die Wahrheit zu hören, daß ich groß genug bin sie zu sagen, ohne eine Nebenabsicht. Ich liebte Sie, und diese Liebe wurde eine heiße Leidenschaft. Mein Stand trennte mich von Ihnen. Ich wagte nur meine Ruhe, nicht Ihre. Ich hieß Ritter; der Nahme gab mir in der Gesellschaft eine Sicherheit, die ich wünschte. Ich lernte die Gräfin

Montemor näher kennen, und mit jedem Tage glaubte ich erst, meine Liebe gegen sie höbe an. Ich habe Ihnen wahr gesagt. Er stand auf und bückte sich gegen sie.

Betty war in ihrem Leben nicht so verlegen gewesen, als jetzt in diesem Augenblicke. Eine Liebeserklärung so rund weg, so ruhig war vielleicht nie gegeben. Sie fühlte wohl tief in ihrem Busen, wie sie ihm antworten sollte; sie sollte an sein reines Herz sinken; aber das System ihrer Tante trat ihr recht oft in den Weg, den ihr Herz ihr zeigte, auch hier. Seine Ruhe, womit er seine Liebe erklärte, schien ihr auch ein Stückchen aus der Tante System. Denn pfiffiger, sah sie, hätte kein Spitzbube ihr seine Liebe erklären können.

Aber Ludwig stand nach seinem Bücklinge noch zehn Sekunden. Dann bückte er sich noch ein Mahl, faßte Betty's Hand, küßte

sie, und sagte: so leben Sie wohl, Gräfin Montemor.

Sie hörte an dem Tone, daß er mehr mit dem Lebewohl meinte; alle Stimmen ihres Herzens, ihrer Liebe wurden wach. Aber sie wählte einen Mittelweg. Sie haben mich überrascht, Herr Graf, sagte sie mit zutraulichen, leisen Tönen, in die sie von dem Tone der Liebe so viel hinein legte, als es möglich war. Ich fühle meine Wangen glühen, daß ich eine solche Frage thun konnte, deren Antwort sogar mein Herz voraus sehen mochte. Sie sehen, lieber Freund, zu welchem offnen Vertrauen Ihr Vertrauen mich berechtigt. Sie erwarten eine Antwort; oder vielmehr, Sie müssen eine erwarten; aber die Freiheit, die meine Seele von Ihnen hat schätzen lernen, scheint mir ein so kostbares Gut, daß die zarteste Freundschaft Sie bittet, mein Schweigen zu verzeihen, und in unserm Verhältnisse nichts zu ändern. Ich verkenne Sie in die-

sem gefährlichen Augenblicke nicht, sagte sie ihm die Hand mit einer unendlichen Holdseligkeit reichend: ich bitte Sie, verkennen Sie ihre Freundin nicht.

Sie legte ihren Arm in seinen, und führte ihn zur Gesellschaft zurück. Aber die Heiterkeit blitzte jetzt so sichtlich aus ihren Augen. Das Auge war so trunken, so begeistert. Die Blicke, das Lächeln war so selig; ihre Stimme so bewegt, so liebetönend, und redete sie mit dem Grafen, so sprach aus Stimme, Blick, Bewegung der Liebe seligstes Vertrauen.

Ludwig konnte nicht irre werden an Betty. Seine Brust füllte sich nach und nach voll mit allen Wonnen, welche das Leben, welche die Liebe hat.

Nein, er konnte nicht in dem hellen Lichte der Erleuchtung bleiben. Er suchte den finstersten Gang des Gartens, und da ihm

hier die Gräfin begegnete, die sich selbst für ein Kokette schalt, daß sie so kalt das himmlische Zutrauen des Geliebten abgefertiget hatte: so reichte sie ihm die Hand, und drückte sie heftig und heiß; er zog die Hand an seinen Mund, und heiße Thränen tropften auf ihren Arm.

Ach, sie hob schon den andern Arm, um ihn um seinen Nacken zu schlagen; in dem Augenblicke hörte sie Stimmen. Sie schlüpfte in einen Seitenweg. Ludwig war nach Hause geflohen; denn seine Seele erlag unter der überirdischen Last der Wonne.

Ludwig verstrickte sich je mehr und mehr in den Banden der Liebe den Abend, die Nacht. Er schwor bei den ewig leuchtenden Sternen, bei dem Himmel, der sich immer heller und heller in seine Seele versenkte, bei seiner Liebe schwor er, er wollte die

schöne Seele ewig lieben, und ewig glücklich machen.

Schon am Abend spät fingen noch ein Mahl die Tagblumen an zu duften, und verkündigten ein Gewitter. Lange schon wetterleuchtete es, und er hatte es nicht gesehen. Er verwechselte den hellen Himmelstag in seiner Seele mit den Blitzen draußen.

Die Gräfin stand ohne Licht an dem offnen Balkon nach dem Gewitter zu sehen, das sie fürchtete. Zwei nahe Blitze hinter einander erhellten die Nacht zum Mittage, und sie sahe den Grafen im Garten stehen, und verschwinden. Der nächste Blitz zeigte ihn ihr wieder. Er stand den Rücken ihr zugewendet im tiefen Nachsinnen.

Sie legte sich nieder; aber der Donner erweckte sie wieder. Sie trat vor den Balkon, ein Blitz zeigte ihr den Grafen auf einer Rasenbank sitzen. Die Saaluhr schlug eben zwei.

Am Morgen, wie sie aufstand, sah sie ihn durch den Tubus in einer Laube schlafen. Er war nicht aus dem Garten gekommen, nicht aus dem Himmel, wohin ihn ihr Händedruck getragen hatte. Das rührte sie. Sie sah mit liebeströmenden Blicken durch das Laubgatter, hinter dem er schlummerte. Und dennoch, so gegen ihn überstehend, gegen den Schlummernden über mit dem Tubus, durch den sie jeden Zug des schönen, ruhigen, im Traum lächelnden Gesichts sehen konnte; machte sie Plane gegen ihn.

Ach, sonst lieben wir einen Geliebten mehr, wenn wir ihn schlummern sehen. Das Bild des Todes, der Schlaf, die Ruhe, die weiche Ruhe des Gesichts entwaffnen ja den Haß, und begeistern die Liebe noch mit Mitleiden und der Ahnung einer ewigen Trennung! Und dennoch machte Betty Plane gegen ihn. Das war das harte System ihrer Tante.

Ihr Herz war voll von Wonne, von der Seligkeit der Liebe; aber ihr Kopf machte sich zum Herrn des Herzens, und sie wars zufrieden, daß es so war. Sie wußte von ihrer Tante aus Joachims Briefe, daß die Eltern Ludwigs entdeckt waren, und aus einem andern Briefe von Wilhelm selbst, wußte sie, daß Ludwig durch die Annahme des Grafentitels nur der Zukunft zuvorgekommen war.

Sie beschloß ihm das zu verschweigen, sie beschloß an sein Herz zu sinken, obgleich seine Geburt eine Verbindung mit ihm ihr untersagte. Sie wollte aus ihrer Großmuth sich ein Verdienst machen. Sie wollte ihn betrügen, ihn, der ihr erst wahr gesagt hatte.

Sie war so selig als er, sie liebte ihn so heftig als er sie; aber ihre Liebe war nicht so unschuldig, nicht so rein, nicht so

hingebend; als seine, und diesen hohen Werth der Liebe fühlte sie nicht.

~~~~~

Estavaiel fand den andern Morgen den Grafen noch im Garten. Der Schweizer hatte den Abend vorher die trunkenen Blicke der beiden Liebenden gesehen. Hier fand er den Jüngling von dem gestrigen Abend, von der Nacht, von seinen Träumen in einer dreifachen Trunkenheit, desto leichter hoffte er ihm das Geheimniß seines Glücks zu entreißen.

Der Schweizer wußte selbst nicht, warum er sich für das Paar der beiden Liebenden so interessirte, warum ihm daran gelegen war, ein Geheimniß zu wissen, das er sonst verachtete. Er verachtete das Leben; die Liebe mußte ihm lächerlich erscheinen; — und so konnte er nicht wissen, daß die jun-
~~~~~

ge Gräfin einen tiefern Eindruck auf sein Herz und auf seine Sinne gemacht hatte, als ein Philosoph seines Schlages sich leicht gestehen konnte.

Er lächelte, und so nannte er den Antheil, den er an der Gräfin und an dem Grafen nahm komisch; ästhetisch sogar, denn er sah ein Schauspiel von zwei schönen Menschen aufführen, desto besser, wenn sie so getäuscht waren, daß sie für wahr hielten, was Rolle war.

Er wandte sich also mit der feinen Freundlichkeit an den Grafen, und suchte sein Herz zu öffnen. Aber wie hätte der Graf, der eben erst eingeweiht war, in die Mysterien der schönsten, der geheimnißvollsten Göttin; in dessen Seele ein Himmel leuchtete, wie hätte er an eines andern Busen sinken mögen, als an den heiligen Busen der Natur, wie hätte er andern das Geheimniß vertrauen können, als allein den

Sternen, dem einsamen Monde, und Gott, dem er das Gelübde gebracht hatte, die Geliebte unendlich zu beglücken, wie er beglückt war.

Er ging nicht ein Mahl zu Annen, deren Herz keusch und verschwiegen war, wie sein Gefühl; sondern er machte sich eilig von dem Herrn von Estavaiel los, so eilig er konnte, und floh allein zum Thore hinaus, dem entgegengesetzt, wo Anne wohnte; damit er seinem Vorsatze nicht ungetreu würde. Hier drang er in den dunkelsten Wald und ließ die Wellen seines unendlichen Gefühls auszittern in der entbrannten Seele.

Estavaiel, der sich eine Mühe um das Vertrauen dieses Jünglings gegeben hatte, wie selten, sah sich zum ersten Mahle, und ohne eine Entschuldigung zurückgestoßen, Er lächelte darüber, er lächelte noch ein Mahl, daß er sich empfindlich dadurch fühlte; aber er wurde es desto mehr, weil er darüber lächeln mußte.

Die Gräfin Montemor hatte durch die Achtung, womit sie den Schweizer vom ersten Augenblick an ausgezeichnet hatte, noch mehr durch das Vertrauen, was sie ihm gab, durch eine feine Koketterie, wie ein junges Mädchen nur gegen einen jungen Menschen hat, des Grafen Eitelkeit, die nur schlummerte, aber nicht todt war, wie er meinte, in Bewegung gebracht.

Er gestand sich es zwar nicht; aber es war doch wahr. So hatte er einige Tage mit Betty, ehe Ludwig zurück kam, gelebt. Er sah Betty umgeben von den Huldigungen der jungen Männer; und Betty war nichts als artig dagegen, und kalt. An Estavaiel wendete sie sich. Sie erröthete, wenn er sie auszeichnete. Sie war, das sah er mit Erstaunen, gegen ihn Mädchen.

Er konnte das nicht für Liebe halten; aber es that ihm doch heimlich wohl, und er beschloß doch sich des jungen, fröhlichen,

seinen Mädchens anzunehmen. Aber da führte sie ihn zu ihrem Freunde, und Estavaiel fand einen schönen Jüngling, und wie er wußte, — denn nun erinnerte er sich sogar seines Nahmens, den er bei dem Malteserritter mit seiner Begebenheit gehört hatte, — einen, zum mindesten nicht gewöhnlichen Jüngling.

Er begriff nun die Achtung womit die Gräfin von dem jungen Menschen geredet hatte.

Er der die Welt und den Menschen recht gut zu begreifen glaubte, verstand sich und sein eigenes Herz, sobald er auf ein Paar seltene Menschen stieß, gar nicht. Hätte Betty einen gewöhnlichen jungen Menschen geliebt, so hätte Estavaiel gelächelt, die Schultern gezuckt und ihren Liebeshandel vergessen; aber nun hatte er von dem Grafen eine gute Meinung, es sey etwas an seinem Kopfe, an seinem Herzen, und auf

ein Mahl fand er in der Liebe der Gräfin gegen den Grafen eine Ungerechtigkeit gegen sich selbst.

Sein Herz war nicht böse; aber er war nur hochmüthig, und nun stieß ihn Ludwig von sich zurück. Ohne zu wissen, was er wollte, besuchte er die Gräfin, und er behandelte sie mit einer so zarten feinen Achtung; er gab sich dem jungen Mädchen so in ehrendem Vertrauen ganz hin, daß Betty sich dadurch geschmeichelt fühlen mußte. Sie brachte das Gespräch auf den Grafen, Estavaiel redete mit Achtung von ihm, aber nicht mit Begeisterung, was Betty erwartet hatte.

Sobald sie abbrach, brach er auch ab. Wenn der Schweizer den Jüngling in Betty's Hause sah, so behandelte er ihn artig; aber mit einer Gleichgültigkeit, die Betty verdroß. Sie setzte den Herrn von Estavaiel darüber zur Rede, und der war wie aus den Wolken gefallen; wußte von

nichts, hätte auf nichts geachtet, vereinigte sich aber mit einem nachlässigen Lächeln mit Betty zu seinem Lobe, und war im Augenblick bei einem andern Gegenstande.

Aber dagegen, nachdem er die Ueberzeugung Betty's hatte, daß er nicht schmeicheln wollte und möchte, nachdem er Betty die Ueberzeugung gegeben hatte, und mit einer scherzenden Nachlässigkeit, er wüßte, daß sie gegen den Grafen nicht gleichgültig wäre, näherte er sich ihr mit der freimüthigen Achtung eines Freundes, mit dem Ernste eines Lehrers, und der Selbstständigkeit eines Mannes. Er sagte ihr trocken, daß sie eine Seele hätte, wie ein Mann. Er sagte ihr, daß wenn er achtzehn Jahre alt wäre, er ohne Zweifel aus Liebe gegen sie verzweifeln würde. Sie lachte ihn aus, und nun mußte er den Beweis führen, und dieser Beweis floß wie Honig in Betty's Seele.

Der Graf, der sich von dem Schweizer kalt behandelt sah, zog sich zurück. Man

fing an sich gegenseitig zu vermeiden. Der Graf ging, wenn der Schweizer kam; der Schweizer schien ihn nicht zu bemerken. Betty schwamm in einem Meere von Wonne: geliebt von dem edelsten der Menschen, von dem Grafen; so hoch, so werth gehalten von dem geistvollsten Manne, der jeden Genuß aus den reichsten und reinsten Quellen des Lebens ausgeschöpft hatte: was konnte sie mehr verlangen? Sie brachte ihre Morgen in dem feinsten Genusse einer geistreichen, einer feinen, einer freien Unterhaltung hin mit Estavaiel. Den Nachmittag kam Ludwig, und er erhob ihr Herz mit seiner stolzen, edlen Liebe in die Himmel empor, und lehrte sie da den schönsten Genuß finden, wo sie sonst die Mährchen hinversetzt hatte.

Ach sie fühlte doch den Unterschied in ihrem bebenden Herzen, wenn Ludwigs warme Seele sie auf die reinen Engelschwingen nahm, und sie in das unveränderliche

Frühlingsgefilde einer ewigen Liebe trug, und wenn Estavaiel mit der eiskalten Todeshand seines Unglaubens jede Lebensflamme aus dem Leben weglöschte, und nichts übrig ließ, als Konversation und Verachtung.

Wenn sie ruhig nachdachte, so ging sie im Mittel zwischen ihren beiden Freunden; aber sie hielt es für groß, das Leben so göttlich zu machen wie Ludwig, und es zu verachten wie Estavaiel. Sie schwärmte mit beiden aus Eitelkeit. Estavaiel hatte ihr so oft gesagt: „Sie sind größer als das Leben, meine Gräfin; stärker als die äffende Leidenschaft, die heiße Blutwellen stürmend durch das Herz jagt, man weiß nicht woher, und dann endet, man weiß nicht warum.

Estavaiel hatte der Tante System, aber feiner ausgearbeitet, und von einer erhabenern Ansicht. Das arme Mädchen stand mit ihrem Herzen voll Liebe, und mit dem

Kopfe voll Eitelkeit in der Mitte. Sie liebte den Grafen unendlich, sie achtete Estavaiel mehr als alle andre Männer wegen seines Kopfes.

In gewissen geistigen Augenblicken konnte sie sich sogar wohl vornehmen, aus diesem ruhigen, weisen Menschenkenner ihr Spielchen zu machen, und sie hatte eine Ahnung, daß es ihr nicht mißlingen würde. Aber sie liebte Ludwigen dazu zu sehr, und eben so sehr achtete sie den Schweizer, der etwas Besseres mit ihr hatte, der ihr nach und nach sein Leben erzählte mit allen zerstörten Wünschen und Flammen. Er ließ sie in seinen leeren ausgebrannten Geist sehen, der nur das Leben als ein tolles Spiel eines wilden wahnsinnigen Zufalls noch betrachtete.

Betty erschrak darüber. Sie fragte leise: aber welchen Theil können Sie denn noch am Leben nehmen?

Den, antwortete er lächelnd: daß ich es kenne und beherrsche. Und glauben Sie mir, früh oder spät muß auf diesen Punkt jeder bessre Geist treten. Denn was wir hoffen in der Jugend heißer Leidenschaft, ist unmöglich. Das zu sehen ist die einzige Wissenschaft des menschlichen Lebens; darüber nicht zu trauern, die einzige Weisheit, und sich unabhängig von diesem Mährchen des Lebens zu erhalten, die einzige Größe des Menschen. Es ist ein großer Genuß, glauben Sie mir Gräfin, zur Ruhe Keines zu bedürfen, nicht ein Mahl der Natur. Vielleicht der höchste Genuß, der allein nicht sinnlich ist. Er war der Stolz der Stoa, der auf einem schönern Wege zu haben ist. Kann die Natur mich täuschen: ich erlaube es ihr; aber ihre Täuschung kann nur so lange dauern, als ich will, nicht als sie. Das habe ich vor der Stoa voraus.

Betty horchte; denn es schien ihr so groß, und der edle Estavaiel redete mit ei-

ner so festen Gewißheit davon, daß ihr ganzer Kopf davon eingenommen war. Sie war bereit diesen hohen Gipfel der menschlichen Größe zu erklimmen, wo sie eben so hoch wie Ludwig über dem Leben, über dem Glück, über dem Schicksal stand. Wo sie sogar den Vorzug hatte, daß sie tugendhaft war, ohne auf irgend einen Lohn dafür rechnen zu können. Sie war sogar au dessus de la vertu, wie Estavaiel oft sagte.

Mitten in dieses Schwanken ihres Kopfes und ihres Herzens fiel eine Begebenheit, die sie, eben sie, heftig erschüttern mußte.

Sie war mit ihrer Tante bei dem Ritter D'Oßola in einer großen Gesellschaft. Sie saßen am Tisch, Ludwig und Estavaiel hatte die Gräfin in ihrer Mitte. Ein Bedienter kam und sagte Ludwig, so daß Betty es hörte, ins Ohr: es ist eine Frau draußen, die sie zu sprechen verlangt, Herr Graf.

Nach Tisch! ist die Antwort. Der Bediente kommt zurück, und flüstert zum zweiten Mahle. Ludwig muß ein höchst interessantes Gespräch unterbrechen. Er geht hinaus auf den Vorsaal, wo die Frau ist.

Was gibts da wieder? ruft D'Oßola. Ich glaube der Teufel hat ein ruhigeres Leben als ein Diplomatiker. Nicht einen Augenblick Ruhe. Was ists?

Es ist nur eine Frau, die den Herrn Grafen zu sprechen verlangt.

Aber auf ein Mahl wird es laut auf dem Vorsaale. Man hört Ludwigs Stimme laut werden, immer lauter. Man unterscheidet das Weinen einer weiblichen Stimme. Ein Bedienter tritt in den Saal. Was gibts denn da? ruft noch ein Mahl D'Oßola.

Der Herr Graf hat seine Mutter gefunden. Er liegt vor ihr auf den Knieen. Er nennt sie Mutter.

Der große Augenblick ist da! ruft der Ritter pathetisch, und steht auf, die Mutter des Grafen zu begrüßen. Die ganze Gesellschaft mit ihm. Vorhin drängt sich Ehrenpreiß, und die Gräfin.

Die Flügelthüren des Saals fliegen auf, und eine schlecht gekleidete Frau, man sieht aus geringem Stande, liegt weinend in den Armen des Grafen. Sie nannte ihn: mein Sohn! er sie: meine Mutter!

Fräulein Ehrenpreiß erkennt den Anzug der Tyrolerin, endlich die Züge der jungen hübschen Kellerin, aus Mittewalde, in deren Hause ihr Bruder seinen Findling erhalten hatte. Aus den Worten die sie hört, sieht sie sogleich den Zusammenhang der Begebenheit.

D'Ozola stampft mit dem Fuße, flucht, daß er den halben Hof zu Zuschauern dieser erbaulichen Szene hat. Er will seine Gäste zurück führen; aber Ehrenpreiß, welche Bet-

ty's Liebe gegen Ludwig kennt, und sie bleich da am Arme Estavaiels stehen sieht, fühlt wohl, sie darf diesen Augenblick nicht vergehen lassen; denn er ist entscheidend. Er muß auf immer die beiden Liebenden trennen.

Nein Herr Ritter, sagte sie laut: ich muß sie bitten zu bleiben; denn Sie werden hören, warum mich Mutter und Sohn dort interessiren. Ist Sie nicht aus Mittewalde, meine liebe Frau? fragte sie die Tyrolerin.

Ja, Ihr Gnaden, ruft die Tyrolerin, und erkennt das Fräulein.

Das Fräulein erzählt den Versammelten Ludwigs Begebenheit in den ersten Tagen seines Lebens. Aber, fragte das Fräulein hart und grausam: wie kommt aber Ihr Sohn zu dem Nahmen Graf Rausag? Ach Betty fühlte die Härte, daß sie ihn nicht selbst fragte. Sie zitterte, und wurde noch blässer.

Mein gnädiges Fräulein, sagte Ludwig dicht vor sie tretend: wie ich zu dem Nahmen Graf Eisach kam, das wissen Sie so gut als ich. Man hielt mich für einen Sohn einer Gräfin Eisach. Ihr Oheim, Fräulein, der Ritter machte aus Eisach, Rausag. Mir war es gleich; aber ich habe nie geläugnet, daß ich diese Nahmen nicht mit Recht führte. Ich berufe mich auf den Herrn D'Oßola.

D'Oßola fluchte entsetzlich.

Aber — lassen Sie mich selbst der Gesellschaft erklären, wer ich bin. Diese Frau ist meine Mutter, so viel ich verstanden habe, eine Tyrolerin. Wie heißen Sie meine gute Mutter?

Bürgel! Bürgel! sagte die Frau mit einer unendlichen Angst auf dem Gesichte.

Jetzt habe ich also einen Nahmen, meine Herrn und Damen, Bürgel. Seyn Sie ruhig, meine gute Mutter. Sie haben einen

Sohn gefunden. Wahrhaftig, einen Sohn. Sie haben mich Sohn genannt. Ich nenne Sie vom Herzen Mutter; obgleich ich sie noch nicht kenne.

Aber rief D'Ozola wütend: in meinem Hause — Sie haben mich so vielfach getäuscht, daß —

Getäuscht, Herr Ritter? Ich bin zwar jetzt der Sohn einer Tyroler Bäuerin, aber Herr D'Ozola noch immer ein Mann. Wollen Sie die Täuschung nennen, in der Sie sind, die von mir käme?

Gut denn, sagte der Ritter. Also ganz freundschaftlich! Sie sehen mein Herr Bürgel —

Daß ich nicht länger in Ihrem Hause seyn kann. Herr Ritter, ich habe so viel verloren in einer Minute, so sehr viel, daß ich doch jetzt zu dem Verluste ihres Hauses lächeln muß.

Da suchte sein Auge die Gräfin. Leben Sie wohl, sagte er als zur Gesellschaft. Er meinte Betty. Dann nahm er seine Mutter unter den Arm, und verließ mit ihr den Vorsaal und des Ritters Haus.

Ach ein Lachen, ein höhnisches Lachen, das der Gräfin durch die Seele giftig drang, zog hinter ihm her, und nun erhob sich die giftige Otterzunge der Verläumdung, und das alberne Geschwätz der nachklugen Weisheit. Jeder hatte es zuvor gewußt.

Die Gräfin saß still, im feurigen Schmerz versenkt. Aber Estavaiel erhob seine Stimme zu seiner Vertheidigung. Und wäre seine Mutter eine Fürstin gewesen, er hätte nicht so viel gewonnen bei mir, als in dieser Minute, da er eine Bäuerin mit der Zärtlichkeit eines Sohnes an sein Herz nahm. Wenn wir alle so viel verlören in Einer Minute als er, er heftete den Blick voll Mitleiden auf die Gräfin, es wäre die

Frage, ob wir so der Achtung werth bleiben. Denn ein Betrüger ist er nicht, so viel verstand ich von dem Fräulein Brunn.

Ehrenpreiß mußte hervor mit ihrer Erzählung, und die Gräfin bestätigte.

Aber die Gesellschaft floß auseinander; denn jeder wollte der Erste seyn, der es weiter erzählte. Man stieß noch der Gräfin giftige Dolche in die Brust; denn man nahm mit mitleidigen Blicken von ihr Abschied.

Aber laßt uns den Blick abwenden von dem ohnmächtigen Zischen der Visitennattern, und ihn auf einen Sohn wenden, der eben seine Seele von dem theuersten im Leben, von der Geliebten abgelöst hat, und seinen tödtlichen Schmerz der Mutter, die ihn gab, in einem freundlichen Lächeln verbirgt.

Sie sind meine gute Mutter, sagte er sanft, sie führend: o der Himmel gebe, daß

ich Sie genug liebe. Kommen Sie, ich will sie zu Menschen führen, die kindliche Herzen für Sie haben werden, wie ich!

Stumm ging die Mutter, und zitternd neben dem edlen Sohne. Ihre Augen zerflossen in Thränen, als errieth sie den Schmerz des Sohnes. Er führte sie langsam zu Annen.

Anne, sagte er freundlich: hier bringe ich dir meine Mutter. Sieh, Anne, ich habe nun viel gefunden, eine Mutter. Ich heiße Bürgel.

Anne sah ihn an. Er mußte ihr lange erzählen, ehe sie ihn verstand.

Aber dann hingerissen von Liebe wollte sie der Mutter zu Füßen fallen. Aber Ludwig legte Annen sanft an seiner Mutter Brust. Hier, Mutter, gebe ich Ihnen eine Tochter, meine theure Schwester. Aber Anne wendete die liebenden Blicke von

der Mutter, auf Ludwig; ach, sie wollte errathen, was er dächte; denn der Sohn einer Bäuerin? wie wollte er das Fräulein, das stolze Fräulein versöhnen?

Und nun bleibe ich ganz bei dir, Anne, sagte er: laß mir ein Bett ins Zimmer zu Johannes Bett setzen, und sorge für meine Muter, sie bleibt bei uns.

Die Mutter fühlte sich ängstlich unter den Fremden, denen sie so nahe angehören sollte. Ich fürchte, sagte sie zitternd: ich habe Unrecht gethan mich seine Mutter zu nennen.

Sie bat ihren Sohn, ihr noch einige Tage zu erlauben in dem Gasthofe zu bleiben, in dem sie abgetreten sey. Sie hatte eine Verwandtin bei sich, die sie erst wieder nach Tyrol abfertigen müsse.

O Sie werden Ihren Sohn lieben lernen, sagte Ludwig. Seine Mutter nannte

ihm den Gasthof, wohin sie ging. Ludwig versprach sie dort abzuholen.

Ludwig, sagte Anne seine Hand ergreifend: o du hoffest doch noch?

Er lächelte, er hatte nur ein feuchtes Auge, er tröstete nicht sich, er tröstete nur Annen, die um ihn besorgt war. Eine andre Welt zog um seine Seele. Er opferte nur sich, er hatte ja ein Herz noch seine Anne zu lieben, seine Mutter, seinen Johannes, die Kranken, denen er Arzt seyn wollte; sein Leben sollte in Liebe und Wehmuth ablaufen.

Da nannte Anne der Gräfin Nahmen, und sah ihn tröstend an.

Nenne den Nahmen nicht, Anne. Ein andrer, meiner, steht wie das Grab dazwischen. O nenne ihn nicht wieder.

Aber Anne nannte ihn wieder mit fallenden Thränen, und freudiger Hoffnung.

Sie liebt dich ja, Ludwig! O du wirst glücklich seyn. Sie nahm sein Herz auf die Flügel ihrer unendlichen Liebe, und mit ihrem warmen Herzen brütete sie neue Hoffnungen seines Glücks aus. Sie liebt dich ja, Ludwig! Sie zieht mit dir in ein fernes Land, wo die Liebe nur Eure Nahmen nennt. Mir läßt du deine Mutter. Ich will sie lieben als dich. Die Gräfin Montemor liebt dich ja. Sein Herz schlug froher.

Die Gräfin Montemor war mit der Tante zu Hause gekommen. Die Tante belauschte jeden Blick der Nichte, die Nichte behütete ihren tiefen Schmerz; aber da der stechende Blick der Tante zu lange auf sie gerichtet war, so rief sie endlich, und matt sanken ihre Arme an ihre Seite — ja, ich liebe ihn! ja, ich liebe ihn unendlich.

Gott, und wie würde er mich lieben, wenn er seine Mutter so liebt.

Die Tante sagte: das müssen wir überlegen. Es ist in der That ein intrikater Fall!

Diese Worte gaben der Gräfin eine Hoffnung. Nur der Eklat, Betty! denke den Eklat!

Das konnte Betty nicht läugnen. Du, du, die Gräfin Montemor, den Sohn eines Bauern. Und wäre er das nur? Meine Betty, es ist unmöglich! rief sie aufspringend.

Betty schwieg; denn was konnte sie dagegen sagen? Was? Aber in ihrem Herzen riefen tausend mächtige Stimmen der Liebe für Ludwig.

Betty ging allein. Sie brachte eine schreckliche Nacht zu zwischen den empörten,

zwiefachwogenden Meeren. Auf dem bleichen Gesichte, in den verweinten Augen bleiben die Spuren der Nacht. Zum ersten Mahle griff die zitternde Hand zur Schminke, da das Mädchen Betty zur Tante rief. Es war ein Fremder da.

Es war Joachim, der sich bei der Tante nach Ludwig erkundigte. Er lebt hier, sagt man mir, unter dem Nahmen Graf Ei, oder Rausag, so schreibt mir Wilhelm, Ich habe wichtige Nachrichten an ihn.

Rausag, sagte die Tante: aber das ist vorbei; denn seine Mutter ist gestern gekommen.

Was? schrie Joachim: so hol der Teufel das Weib mit ihrer Eile. Denn — denn, Schwester — ich habe noch allerlei gehört. Doch — welche Mutter! Laß doch hören!

Die Kellerin aus Mittewalde, wo der Bruder den Knaben fand. Johann hatte

das Mädchen sogleich in Verdacht. Aber was hast du denn weiter gehört?

Reinen Wein gegen reinen Wein. Ich habe zum Exempel gehört, daß Ludwig hier im Hause aus- und einginge, daß er ein Wunder ist unter den Männern, wie die Gräfin Betty unter den Mädchen Daß — daß — sieh da, die beiden Thränenquellen sagen das nehmliche, Schwester, es ist eine fatale Begebenheit mit seiner Mutter. Ich war dahinter her Tag und Nacht, um sie aufzufangen. Weiß es Jemand? das frage ich.

Hof und Stadt. Ehrenpreiß erzählte.

Und Sie, liebes Nichtchen, Sie lieben ihn? den edlen, braven Jungen?

Die Nichte stockte zwar. Es schien ihr schwer einen Mann wie Joachim zum Vertrauten zu haben; aber er gab Hoffnung. Sie sagte: ja, ich liebe ihn, mein Oheim.

Nun, wir ziehen aufs Land, Nichtchen, machen Hochzeit, lassen lachen, wer Lust dazu hat, und Sie, Sie — Sie machen aus einem Grafen einen König, einen Gott!

Das hieße geendigt wie in einer Komödie, Bruder.

Aber es könnte eine Tragödie daraus werden, Schwester. Betrachte deine Nichte.

Meine Nichte wird sich unserer werth zu erhalten wissen. Sie liebt ihn. Aber sie wird das Leben, den Stolz, die wahre Größe nicht für eine Leidenschaft wegwerfen; weil sie ihr einen frohen Tag verspricht. Ich muß dich bitten, Bruder, das Gespräch für jetzt fallen zu lassen.

Recht gern. Wenn sie liebt, so weiß ich was sie thun wird. Wo ist er denn? Ich will ihn aufsuchen. Betty beschrieb ihm seine Wohnung. Die Tante sah, daß Betty

mehr wußte, als sie glaubte. Joachim ging.

Ehrenpreiß hieß nun Betty sich zu ihr setzen, und sie fing mit der feinsten Sanftmuth an das Mädchen zu bearbeiten. Sie stellte ihr das Lächerliche dieser Verbindung vor. Sie mahlte mit so grellen Farben, daß ein Paar Mahle Betty vor Schrecken zusammen fuhr; aber da Betty fast gar nichts antwortete, und immer nur etwas ganz Unbestimmtes, so sendete die Tante zu Estavaiel. Sie rechnete auf seine Hülfe; sie rechnete sogar auf eine Verbindung mit ihm.

Joachim brach in Ludwigs Haus ein. Er schloß seine alten Kameraden voll Liebe und mit lautem Geschrei an die Brust, und betrachtete Annen von oben bis unten. Ludwig bedeutete ihn.

Die Anne? die? Anne Sorge? Es hat sich ausgesorgt. Denn da diese Anne ist

eine Baronin von Gasteig, Ludwig, und du armer Teufel! bist nichts! gar nichts! Ich komme von Schwester Ehrenpreiß. Die kleine Gräfin liebt dich. Aber erzähle, wie bist du zu Annen gekommen?

Er mußte erzählen. Dann erzählte Joachim seine Unterredung mit der Schwester und Betty.

Sie liebt ihn, rief Anne freudig: sie liebt ihn, nicht wahr, Herr von Brunn.

Freilich! sie liebt ihn. Aber Ludwig sagte nicht ein Wort dazu.

Bist du stumm, ehrlicher Junge? bist du stumm?

Ja, lieber Oheim, stumm wie die Gräfin. Ach, und hätte dieses Herz noch Hoffnungen gehabt, sie wären jetzt alle dahin. Alle!

Schreib an deine Geliebte. Ich will den Brief besorgen. Bitte sie um ein ge-

heimes Gehör. Die Liebe muß sie mit Gewalt in deinen Arm ziehen. Dem stimmte Anne bei. Aber Ludwig sagte fest: Hätte ich sie eine Minute verloren, so will ich sie nicht gewinnen.

Joachim trieb auf seine Weise Ernst und Scherz durch einander. Er erbot sich Annen zu ihrem Vater bringen zu lassen. Hier erhob sich ein neuer Streit. Denn die furchtsame weiche Anne erklärte mit einem Löwenmuthe, sie würde Ludwigen nie verlassen.

Kind, rief er: Kind, bedenken Sie, ein Leben voller Glück, ein reiches Gut, die stolze Pracht eines alten Hauses wartet auf sie. Sie werden einziehen als Baronin von Gasteig durch Ehrenpforten — alle Teufel! Was bedenken sie sich lange.

Ich bin Anne, Herr von Brunn; ich werde mein ganzes Leben hindurch nichts an-

ders seyn. Er hat mich nicht verlassen, glauben Sie mir, ich verlasse ihn nicht. Ludwigs Schwester seyn, das ist mein Rang, und der höchste, den ich in der Welt haben kann.

Joachim mußte gehen. Er ging zu seiner Schwester, und erzählte alles, sogar daß Anne die Baronin Gasteig sey. Luisens Tochter. Er erzählte die rührende Szene, daß Anne Ludwigen durchaus nicht verlassen wollte. Der Gräfin pochte das Herz hoch in dem blutenden Busen. Anne war treu, und war nicht geliebt. Aber Joachim erzählte auch der Gräfin in einer Viertheilstunde, da die Tante abwesend war, wie unendlich Ludwig sie liebte, wie er für sie alles, das Leben dahin geben würde. Er zündete mit seiner Erzählung alle Flammen der Liebe in Betty's Brust an.

Joachim mußte fort; denn das Fräulein erwartete den Herrn von Estavaiel. Er

kam. Das Fräulein trug ihm, dem Freunde der Gräfin, den Fall vor, ohne darüber zu urtheilen; denn sie wußte, wie dieser Mann dachte. Estavaiel ging zu Betty in den Garten. Sie saß an der Voliere, wo sie Ludwigens Liebe zuerst gehört hatte. Sie war entschlossen ihm treu zu bleiben.

Ich störe Sie, Gräfin, ohne Zweifel in dem allerschönsten Traume, in der allergroßmüthigsten Empfindung Ihres Lebens?

Sie entscheiden durch diese Nahmen sehr schnell, was mein Herz längst entschieden hatte.

Ich entscheide nicht. Denn das Schönste, das Großmüthigste kann nicht das Beste seyn; aber Ihre Tante hat mich zum Vertrauten Ihres Kummers gemacht. Ich weiß, wie ein Herz, wie das Ihrige, in diesem Falle fühlen muß. Sie lieben den edlen jungen Mann, Gräfin? Was meinen Sie, daß er jetzt thun wird?

Schweigen.

Und wird er daran Recht thun? Betty antwortete nicht. Mich dünkt, fuhr Estavaiel fort: man könnte ja antworten. Oder er müßte schon früher gewußt haben, daß —

Betty erzählte ihm aufrichtig die ganze Begebenheit. In der That, sagte er nun; ich bewundre Ihren Freund immer mehr, und so weiß ich fast gewiß, Gräfin, daß er Ihnen jeden Entschluß wird entbehrlich machen. Er will Ihr Verhältniß nicht verwirren, in dem Sie nun ein Mahl mit der Welt stehen.

Ich finde dieses Verhältniß so kleinlich, Herr von Estavaiel.

Wie es wirklich ist. Sie können es verächtlich finden sogar, und dennoch dürfen Sie es nicht beleidigen. Das eben ist Weisheit, Gräfin. Sie zweifeln also nicht,

was er thun muß, wenn er ein Mann, ein edler Mann ist. Er würde dasselbe thun, wenn er nur ein kluger Mann wäre. Aber Sie zweifeln, kann ich mir denken, was Sie zu thun haben um seiner Großmuth gleich zu kommen, sie sogar zu belohnen. Ihnen scheint ungroßmüthig, zu denken wie er. . .

Wenn ich Sie verstehe, Herr von Esta-vaiel?

Er will ihre Verhältnisse nicht verwirren; Sie sollen dasselbe thun, obgleich bei Ihnen Eigennutz scheint, was bei ihm Großmuth ist. Allein mich dünkt, Gräfin, es wäre die höchste Großmuth sich durch den Schein eines Tadels nicht irre machen zu lassen, und frei zu wollen, was die Nothwendigkeit gebietet.

Die Nothwendigkeit, sagen Sie? Wo liegt die?

Freilich, ein Mädchen mit romantischen Ideen, mit einem bewegten Herzen könnte sogar in dieser Situation ein Glück finden. Ein solches Mädchen könnte sogar dem Gelächter der Welt trotzen wollen, mit einer Großmuth, welche die Welt an andern als sich selbst, für nichts als Sinnlichkeit hält. Oder wäre sie klüger, so könnte sie sich entfernen, in der Einsamkeit des Landes mit dem Geliebten ein Götterleben anfangen, die andre Welt verachten, dem Gelächter ein schönes Lächeln entgegen setzen, dem Hohne Liebe, der Verachtung Vergessenheit; wenn nur nicht die Welt trotz ihrer Dummheit zuletzt recht behielte.

Muß sie das? ich frage muß sie das?

Sie müßten denn das Wunder wissen, eine Liebe immer neu zu erhalten, in Ihrem und des Geliebten Herzen; denn womit wollen Sie sonst eine Großmuth, die Verschwendung wäre, entschuldigen können?

Es wäre schön, könnten Sie ihren Rang, und seinen vergessen, und fest halten an dem was mehr unser eigen ist; aber es wäre doch schöner eine Leidenschaft verschmähen, die wenn sie endete, mit Reue enden müßte, und Sie Gräfin, Sie sind groß und frei genug das Größere zu wählen, das scheinlose Edlere, Sie oder nie ein Weib!

Betty stützte das Haupt; aber in ihrem Busen wallte die Lust auf, das einzige Weib zu seyn, und aus dem seltsamen Grunde, weil sie die Allmacht der Liebe fühlte. Sie wollte den Ruhm haben, und Ludwigs Schwäche sollte die Entschuldigung ihres veränderten Entschlusses seyn. Das war mein Entschluß von Anfang, sagte sie: zu schweigen, wie er schweigen wird.

Und wäre er schwächer, fragte jetzt Estavaiel mit einem feinen Lächeln: als Sie dächten?

Sie erröthete; denn er schien ihre Gedanken zu errathen.

Und wäre es da nicht das Schönste von allem, wenn die Geliebte den Mann sanft, und früh an seine Pflicht mahnte? Finden Sie es nicht groß, daß Arria zuerst den Dolch nahm?

Estavaiel sprach so ruhig, und so entscheidend. Er traute dem Mädchen so viel Stärke zu, er setzte sie so hoch über die Weiber, über die Leidenschaft, über das Leben. Er erzählte ihr bei dieser Veranlassung, daß er auf Ein Mahl die Gunst eines Fürsten, das Herz einer Geliebten, die Anbetung eines Volks verschmäht habe, um sich eine klare Ansicht seiner Verhältnisse zu bewahren. Er redete davon ohne Prunk wie ein Weiser, und steigerte der Gräfin Eitelkeit, so stark zu seyn als er, immer höher.

Sie ging an Estavaiels Hand im Garten auf und nieder, und um ihren Charak-

ter zu halten, redete sie jetzt von andern Dingen mit sanfter Ruhe. Da sendete D'Ozola Ludwigs Papiere und ließ fragen, ob das Fräulein seinen Aufenthalt wüßte.

Ich will sie dahin senden, sagte Betty ruhig.

Doch wohl mit ein Paar schönen Worten? fiel Estavaiel ein, sie lächelte: mit ein Paar Worten, die alles beruhigen, und alles enden, edle Betty.

Er legte ihr im Gartensaale Papier zurecht. Betty setzte sich zum Schreiben, Estavaiel ging nahe vor dem Gartensaale auf und nieder.

Alles zu enden? dachte Betty mit Schmerz, da sie die Feder ergriff. Aber sie traute Ludwigs Liebe eine festre Treue als sich selbst, der Zeit traute sie einen glücklichen Zufall zu, und wenn alles mißlänge, so stand es ja in ihrer Gewalt, die schö-

nen Bande der Liebe wieder anzuknüpfen. Sie wollte jetzt um den Kranz der Arria ringen, und die zitternde Hand schrieb folgendes.

Ich sende Ihnen, mein theurer Freund, Papiere, die mir der Ritter für Sie gesendet hat. Es gibt große Momente im Leben, wo die Nothwendigkeit sogar dem Herzen gebietet, das theuerste Opfer zu bringen. Ich weiß, Sie haben es gebracht. Ich ehre es; aber Sie sollen auch mich ehren, mein Freund, und wir beide wollen ohne Reue auf einen schönen, den hellsten Punkt unsres Lebens, zurück sehen können. Es war ein schöner Genius, der uns zusammenführte, ein stolzerer aber trennt uns, und so, mein unvergeßlicher Freund, leben Sie wohl! Betty Gräfin Montemor.

Meinen Sie so, Estavaiel? fragte Betty, da er in den Saal trat.

Er las, er küßte zum ersten Mahl der Gräfin die Hand, und sagte: bei den Göttern! Arria, es schmerzt nicht! Schnell siegelte die Gräfin mit dem Triumph im Herzen, und sendete das Paket an Ludwig.

Die Hausglocke klang von dem Weggehenden, und dieser Ton erregte eine seltsame ängstliche Unruhe in ihrem Busen, die nach und nach mit unsichtbarer Gewalt zunahm, und die geheimsten Tiefen ihres Wesens erfüllte. Sie mußte allein gehen, um sie nicht zu verrathen. Kaum hatte sie den Riegel vorgeschoben, da strömten Thränen über ihre Wangen. Ihre Angst stieg zu einem hohen Grade. Sie rief mit ausgebreiteten Armen: Gott, ich habe ihn verloren! An eine armselige Eitelkeit habe ich ihn verloren!

Und mitten in diesem Schmerz hörte sie die Wagen rollen, sie zitterte vor dem Schellen der Tante, die sie in Gesellschaft rief.

Aber sie mußte, ach, sie mußte tausend Opfer vollenden; das schwerste war, ihre Rolle gegen Estavaiel gelassen fort zu spielen, und der lauernden Welt das Schauspiel der unverstellten Ruhe zu geben; denn jeder wußte, sie hatte den falschen Grafen geliebt.

Ludwig erhielt von Betty das Paket mit ihrem Billet. Er las es still, still schlug er es zusammen, und steckte es ein. Anne sah ihn nur forschend an. Sanft sagte er und weich, in Liebe und Vergebung aufgelöst: weißt du noch, Anne, den Morgen, da du mir deinen Ring schenktest, und alle dein Geschmeide? weißt du noch, wie ich den Bund mit dir schloß immer tugendhaft zu seyn? Weißt du, was du da sagtest?

Anne verhüllte das Auge in ihre Schürze.

Ich will dir deine Worte sagen, liebe Anne. Du sagtest: und wenn dirs nicht wohl geht, so sollst du zu mir kommen, hörst du, ich will dich trösten und lieb haben bis in den Tod. Liebe Anne, nun komme ich zu dir. Es ist mir gar nicht wohl gegangen in der Welt. Nun komme ich wieder zu dir, Anne! ach, ich hatte dich wohl ein Mahl in einem Traume vergessen, und träumte von einem Herzen, das so schön und treu wäre wie deins. Nun komme ich wieder in deine Arme, an deine treue Brust, an dein Herz!

Anne umfing ihn, und dieser schöne Triumph löste ihr Herz nur in sehnsüchtige Wehmuth auf, nicht in Freude. Sie hing schluchzend an seinem Halse.

Nein, Ludwig, sie kann dir nichts Schlimmes geschrieben haben.

Nein. Sie schreibt, sie hätte den Grafen Nausag geliebt, aber dem Tyroler Bauer sagte sie auf ewig Lebewohl!

Gott, mein Ludwig, das schreibt sie nicht.

Ludwig gab ihr das Billet. Sie las, und dann wendete sie die schwimmenden Augen ab.

Es klingt wohl schön, nicht wahr, Anne? Die Worte klingen wohl schön, Anne, wohl groß sogar?

Aber du hättest diese Antwort nicht geschrieben? Anne antwortete nicht. Ach, Anne, sag mir, du hättest sie nicht geschrieben?

Nein, Ludwig! nein! und wäre mein Vater ein Fürst — O du weißt das ja!

Nun denn, so laß uns nach Straden gehen. Denn, sagte nicht Joachim, mein Vater wäre da?

Ja, und meine Eltern auch. Ach ich wollte, lieber Ludwig — denn was können uns Menschen geben, deinen Schmerz kann ja Niemand endigen. Auch meinen nicht. Ich wollte, wir lebten allein, du, ich, und Johannes, und deine Mutter.

Meine Mutter! ja! Und doch muß ich nach Straden, ich muß meinen Vater sehen. Das muß ich noch, und dann, dann, Anne, wollen wir in irgend ein Thal ziehen, uns lieben und sterben. Wo war doch meine Mutter? Ich vergesse alles, alles, nur dich nicht.

Da kam Joachim wieder. Nun, rief er: König Leonidas! was läßt du die Flügel hängen? wenn Tante Ehrenpreiß nicht will, Kamerad, so wollen wir die Gräfin am hellen lichten Tage entführen. Ludwig schüttelte den Kopf. Junge, wo ist dein Muth? Ich bitte dich, Ludwig, sag nur ein Wort. Wir entführen das Mädchen.

Es ist vorbei, liebster Oheim. Ich will mit meiner Mutter nach Straden.

Ja, aber wir nehmen die Gräfin mit.

Es ist vorbei, Oheim!

Es ist nicht vorbei! Es soll nun erst recht angehn. Was wettest du? Armer Schelm, was Teufel! Thränen in den Augen? Da geht dir ja das Wasser über den Hals. Nun, lieber Ludwig, hast du keine Nachricht aus der Tante Hause? Ludwig übergab ihm Betty's Billet. Der Oheim las, und sein helles, frohes Auge verfinsterte sich. Was? wie? Ludwig, bei meiner Ehre, ich habe Thränen in der Gräfin Augen gesehen. Die Tinte hier, die Buchstaben lügen.

Sie sind von der Gräfin Hand.

Ich habe ihre Thränen gesehen. Sie hat mir gesagt, mit den blassen Lippen, daß sie dich liebt.

Es ist vorbei, Oheim! Es ist vorbei, bei dem Lichte des Himmels, es ist vorbei! Lesen Sie nur!

Ja, das ärgert mich wohl; und ich wollte viel darum geben, wenn ich den Wisch könnte ungeschrieben machen. Denn, kurz, Ludwig, kurz — ich verlange nicht mich besser zu machen als ich bin. Die Tyrolerin ist deine Mutter nicht. Es war von mir ein Spaß, dich auf die Probe zu stellen, und die Tante Ehrenpreiß anzuführen. Deine wahre Mutter ist in Straden, die wirkliche Gräfin Eisach. Nun, nimm Hut und Stock; wir wollen der Gräfin reinen Wein einschenken.

In Ludwigs blasse Wangen ergoß sich alles Blut; aber nun wurde er noch bleicher. Ich danke Ihnen nicht, Oheim; aber es ist vorbei! Und nun, Anne, laß uns gehen! Nein, ich mag das Herz nicht gewinnen, das ich ein Mahl verloren habe. Es ist vorbei!

Wilhelm von Brunn hatte auf seiner Reise nach Gasteig wieder in Mittewalde logirt. Er traf dort noch die hübsche Kellerin, die er an seinen Findling erinnerte. Die Kellerin wurde bestürzt, verlegen. Sie gestand, da Brunn in sie drang, daß sie die Eltern Ludwigs halb und halb kenne. Dann suchte sie wieder das Geständniß zurück zu nehmen. Brunn brachte nichts gewisses heraus.

Aber jetzt erfuhr er durch Schrader Ludwigs Liebe für die Gräfin, und daß Betty den Jüngling liebte. Er reiste mit Gasteig wieder nach Mittewalde, und endlich gestand denn die Kellerin, Ludwig sey ein Sohn der Gräfin Eisach. Die Gräfin hatte sich heimlich vermählt gegen den Willen ihres Oheims. Sie fand, wie sie sich Mutter fühlte, die Mittel es zu verbergen, und dann den Vorwand eine Reise zu machen. Die Kellerin in Mittewalde war von dem Gute ihres Oheims, und ihre Vertrau-

te. Sie floh dahin, und gebahr dort heimlich ihren Sohn, den die Kellerin auf gut Glück dem gutherzigen Herrn von Brunn in die Hände spielte.

Die Gräfin reiste zu ihrem Oheim zurück: und ihre Verbindung blieb dem heftigen Oheim ein Geheimniß. Endlich erbarmte sich der Tod der unglücklichen Liebe. Der Oheim starb, und die Kellerin erklärte nun das Geheimniß.

Brunn wollte seinen Pflegesohn mit allem Glück auf ein Mahl überraschen. Indeß um jedes Hinderniß, was seine Schwester indeß erregen konnte, aus dem Wege zu räumen, schrieb er seinem Bruder Joachim das Geheimniß von Ludwigs Geburt, und bat ihn ein Auge auf Ludwig und Ehrenpreiß zu haben, um im Fall der Noth mit dem Geheimnisse hervor rücken zu können.

Joachim, nach seiner Weise, arbeitete sich einen Plan aus. Er reiste seinem Bruder entgegen, versprach Ludwigen und die Gräfin nach Straden zu bringen, nahm aber die Kellerin, trotz alles Einwendens in seinen Wagen, um ein wenig die Herzen aller zu prüfen.

Die Kellerin war eine gescheute Person. Sie begriff Joachims Plan, sie studirte auf ihre Rolle, und führte sie aus. Aber da sie den Schmerz Ludwigs sah, zog sie sich aus dem Spiele, und überließ dem Herrn von Brunn die Auflösung des Knotens.

Ludwig war geprüft, und Joachim schrieb: er ist ein Engel! Aber ich denke, Betty ist es auch!

Ach, Bettty bestand die Prüfung nicht, und Joachim war in der verzweiflungsvollsten Verlegenheit.

Joachim setzte sich zu Ludwig hin, bewies ihm, daß Thränen mehr gelten müßten, als der Tropfen verdammter Tinte, womit das Billet geschrieben wäre. Sie liebt dich, Ludwig!

Daran zweifele ich nicht; aber sie hat mich verlassen. Sie liebte und wurde ungetreu.

Joachim warf mit Narren um sich, ohne daß es ihm aber half.

Da nahm Anne den Geliebten allein. Du liebst sie, lieber Ludwig. Du kannst ohne sie nicht glücklich seyn!

Anne, sagte er sanft: ich liebe sie, ach, Du weißt nicht wie heiß. Aber nein! nein! es muß vorbei seyn. Denn in der Liebe heiligster Stunde würde ihr Billet wie eine schwarze Schlange mein Herz umwinden, und mein Leben, meine Liebe, ihre Liebe vergiften. Nein Anne, es ist unmöglich.

Sie gab mich ein Mahl auf; wer kann mir bürgen, daß sie mich nicht noch ein Mahl, noch tausend Mahl aufgiebt? Sie hat meiner Liebe die himmlische Krone abgeschlagen. Sie hat mich verkauft, und um welchen niedrigen Preis? Nein, nein, wenn Du mich bereden könntest, o so thue es nicht, Anne. Thue es nicht! Du würdest mich nur unglücklich machen. Gewiß das würdest Du! Ach, sie war es nicht, die meine Seele mit dieser ewigen Sehnsucht suchte. Ich fand ein schönes Bild der Liebe, aber Liebe nicht. Ich fand eine schöne, tönende Stimme, mit holden, himmlischen Worten, aber es war nur das Echo einer andern Stimme, und die, o! die suche ich!

Da schwieg Anne betrübt. Ach, sie fühlte ja, daß Betty nicht liebte wie sie. Was konnte sie noch sagen?

Nun, lieber Ludwig? fragte Joachim. Es ist ja vorbei! sagte Ludwig. Anne hätte

mich beredet, wenn einer es könnte. Nein, sie kann es nicht.

Er machte Anstalt zur Abreise. Joachim verlegte die Abreise auf den zweiten Tag, und er lief zu Schwester Ehrenpreiß.

Alle Welt Teufel! hob er an: das geht Schlag auf Schlag! Ludwigs Eltern sind gefunden. Sie sind bei Wilhelm. Es ist der Graf Eisach.

Joachim, sagte Ehrenpreiß: wie kannst Du mich für so einfältig halten? Betty sah ihn mit blitzenden Augen an. Joachim reichte der Schwester seines Bruders Briefe, und wischte den Schweiß von der Stirn.

Ehrenpreiß las. Wie? was? wirklich? Mein Himmel! Aber Bruder, wie konnte denn die Kellerin —

Wie konnte? wie konnte? die konnte recht wohl, zum Henker! Ich kannte den Ludwig als einen Helden, als einen reinen,

edlen Jüngling. Ich wollte die Freude haben, zu sehen, welch ein Sohn er seyn würde, und —

Gott im Himmel, Tante! er ist wirklich Graf Eisach?

Er ist's, liebe Betty! Er ist's! Und in der That, jetzt freue ich mich, daß der Himmel Deiner Weisheit, und Deiner Stärke den schönsten Lohn gibt, die Beglückung Deines Herzens. Du meldest ihn ohne Zweifel an, lieber Bruder? Du hast auch Betty geprüft, wie Ludwigen! recht ernst geprüft.

Ich wollte Tausende drum geben, sie wäre auch bestanden.

Bestanden? Laß Dir sagen, Bruder —

Sagen? Sagen? Ja, nach Deinem kalten Amphibiensystem ist sie bestanden,

aber nicht nach Ludwigs warmen, reinen Systeme der Liebe. Er will fort! fort!

Ich stehe dafür, er wird bleiben.

Das ist die Noth eben. Die da hat die Stärke gehabt, ihn aufzugeben, und er sollte sie nicht haben?

Du hörst ja aber, jetzt ist alles wieder gleich. Sie gab ihn auf, weil er ein Bauer war —

Und er gibt sie auf, weil sie ihn aufgeben konnte. Der Mensch ist ein Narr, ein Erznarr. Aber der Henker weiß, seine Narrheit kommt mir vor, als ein warmer Blutstrom, der aus dem Herzen hervor sprudelt, und da der Gräfin Klugheit, als die kalte Berechnung der Judenzinsen von einem Kapital, was ich unterbringen will. Morgen will er fort?

Fort? rief Betty ängstlich zusammen fahrend.

Weiß er denn, daß er Graf Eisach ist?

Versteht sich am Rande; aber er bleibt dabei, er will kein Herz gewinnen, das ihn ein Mahl aufgeben konnte. Mit meinem Witz bin ich zu Ende. Anne, die Tochter des Baron von Gasteig, beschwor ihn mit Thränen; aber er blieb auf seinem Kopfe.

Anne? fragte Betty eilig: Anne, die Anne, die dort wohnet, das schöne Mädchen? Anne Sorge? die? Unmöglich!

Ja, die! Betty wurde tiefsinnig. Hören Sie, liebe Gräfin, fuhr Joachim fort: Sie müssen einen entscheidenden Schritt thun, wenn Sie ihn — lieben, wenn Sie ihn sich retten wollen.

Welchen? fragte Betty schnell zwei Schritte vortretend.

Ihn sprechen! — — Betty käuete an den Nägeln — oder ihm schreiben.

Mein Gott, was kann ich ihm schreiben?

Was? Ihres Herzens eigensten Gefühle. Ihre Liebe, Ihre Sehnsucht, Ihre Thränen, Ihre Reue.

Die Tante lächelte, und ihr Lächeln war wie ein Pfeil so spitz.

Nein, nein! rief Betty stolz: sagen Sie ihm, was Sie wollen, was Sie gesehen haben, was Sie wissen. Und ich bin gedemüthigt genug.

Zu viel, Betty, dünkt mich, sagte Ehrenpreiß, noch immer fort mit dem Lächeln verwundend.

Aber schreiben kann ich nicht, und — sie rang die Hände — und müßte ich untergehen.

So hol's der Henker! rief Joachim, und nahm seinen Hut. Betty begleitete ihn ins Vorzimmer, die Treppe hinab. Betty!

sagte er unten: Betty! welch ein Herz geben Sie auf!

Sie faßte seine Hand, sie zog ihn in den Garten; in den Gartensaal, wo sie das Billet an Ludwig schrieb. Wohin will denn der Graf? fragte sie zitternd.

Nach Straden, wo seine Eltern sind.

Und das Fräulein Gasteig?

Geht mit nach Straden. Auch ihre Eltern sind dort.

Und Sie, liebster Oheim, Sie wünschen die Verbindung zwischen mir und dem Grafen?

Welche Frage? Betty, er liebt Sie. Ich wünsche ihn glücklich zu sehen, und Sie.

Nun denn. Niemand steht Ihren, und meinen Wünschen mehr im Wege, als eben

das Fräulein Gasteig. Joachim fuhr zurück. Denn diese Anne, fuhr Betty mit niedergeschlagnen Augen fort: liebt den Grafen, mit einer Leidenschaft, mit einer Innigkeit — die — ach, Oheim!

Sie irren ganz gewiß, liebe Betty. Ganz gewiß.

Da erzählte Betty, daß sie Annen gesprochen, daß Anne ihr ihre Liebe gestanden hätte. Sie erzählte ihm alles. Joachim stand wie bedonnert da, seine Blicke an den Boden heftend. Auf ein Mahl rief er, und hob die Arme in die Höh: O himmlische Großmuth! o göttliche Liebe! Betty, sagte er dann in einem seltsamen Tone: mich dünkt, sie mußten ihn verlieren! denn diese Liebe, diese suchte er.

Ich will ihm schreiben! rief Betty schnell. Ich will ihm schreiben!

Macht was ihr wollt, Kinder! sagte Joachim ernsthaft. Ein Herz muß brechen.

Gott weiß, ob nicht alle, und meines dazu. Lebt wohl. Ich sage nichts mehr.

Betty ergriff die Feder, schrieb eine Zeile, und verlöschte sie wieder. Die weibliche Züchtigkeit kämpfte mit der Liebe, der Stolz mit der Furcht.

Endlich schrieb sie ihm. Sie bat sich eine Zeichnung von ihm aus, die er noch von ihr hatte, und die nicht ihr Eigenthum war. Sie wünschte ihm Glück zu dem Wiederfinden seines Vaters, des Grafen Eisach, und seiner Mutter. Sie hoffte, ihn vor seiner Abreise noch ein Mahl zu sprechen.

Sie erhielt folgende Antwort.

Ich übersende Ihnen die Zeichnung, meine Gräfin von Montemor. Ich danke Ihnen für die Theilnahme an Einer frohen Wendung meines Geschicks. Daß ich mit einer warmen Begeistrung und mit einer achtungsvollen Bewunderung an die

Gräfin Montemor, so lange ich lebe, denken werde, das weiß die Gräfin Montemor gewiß; daß ich an Sie ohne Reue denken werde, wie Sie an mich, dafür bürgt der große Moment, der über mein Leben und mein Glück — Gott lob! nicht über ein Glück, das ich mehr liebe, als meines! — hart entschied. Und so meine verehrte Gräfin sage ich Ihnen auf ewig mein Lebewohl! Ludwig Eisach.

Das Billet erhielt Betty. Sie las es. Da stieß das Geschick den feurig tödtlichen Dolch durch ihre Seele; aber sie trug den Schmerz, und hauchte nur einen Seufzer aus der wunden Brust. Sie warf sich ihrer Tante in die Arme, erzählte ihr kalt, ihre Liebe, ihr Schreiben an Ludwig, ihre Demüthigung und bat um nichts, als um eine Reise auf ein Paar Tage.

Die Tante lächelte. Mein Kind, sagte sie: das kommt von deinem Mißtrauen; du hast falsche Schritte gemacht.

Ja, Tante, sagte Betty bitter kalt: das habe ich! wohl! ich verstand diesen Mann nicht. Ich verstand das Leben nicht, das Glück nicht, das Herz nicht. Ich verstand mich auf nichts, als auf die Welt, und auf den kleinlichen Triumph der Eitelkeit. Ja wohl!

Liebes Kind, was kommt dir an, sagte die Tante eifrig: das sieht ja aus als Vorwürfe.

O verzeihen Sie mir, Tante, wenn es so aussieht. Da verstände ich mich ja auch nicht ein Mahl auf die Welt. Gute Tante, es that wohl weh; aber ich will mich fassen; nur lassen Sie uns um Gotteswillen reisen. Denn ich mag den Estavaiel nicht von den Flammen der Hölle sagen hören: sie sind gemahlt.

Sie stiegen in den Wagen, und Joachim der Abschied nehmen wollte, weil Lud-

wig durchaus fort wollte, fand sie schon abgereist.

Das heiß ich entschlossen! sagte er vor der Hausthüre, und an alle dem wäre ich Schuld? So werden Sie alle sagen, und wenn — denn Anne liebt ihn — und wenn ich weiß nicht welch ein Himmel daraus wird; dann sagt Niemand, daran ist der Joachim mit seinem Spaße Schuld.

Aber wie beschreib ich Annen, und ihre vielgestaltete Empfindung des Mitleidens, der Trauer, des Schmerzens um Ludwigs Trauer und der aufdämmernden Morgenröthe einer Hoffnung, welche die Unschuldige für Ludwigen zu ahnen glaubte. Es war ihre eigene Hoffnung, die still und leise in dem Herzen empor stieg, sich nicht scheidend von Schmerz, wie aus der dunkeln Nacht

der Morgen still empor steigt, nicht fest geschieden vom Dunkel.

Auch Joachim hatte seine Rolle gewechselt. Er stellte Ludwigen nicht mehr die Reize der Gräfin vor; er warf nicht mehr mit Narren, Starrköpfen, und eigensinnigen Pedanten um sich, sondern als hätte er etwas schweres mit sich selbst auszukämpfen, ging er mit krauser Stirn, und einem leisen Storchgange zwischen ihnen umher, umfaßte mit Sehnsucht bald Ludwig, bald Annen.

Gab Ludwig Annen die Hand, legte Anne ihr schönes Haupt an Ludwigs Herz, so sprang er mit einem frohen Fluche auf, schlug ein Schnipschen, machte einen Freudensprung, und ging dann wieder mit dem leisen Storchgange, um Ludwigs Neugierde nicht rege zu machen, um Annen nicht zu scheuchen.

Nur mit Schmerz hatten sein Bruder Wilhelm, und die aus Gasteig den Wunsch aufgegeben, Annen und Ludwig verbunden zu sehen, nur mit hoffnungslosem Schmerze. Ach, wo sollte die fromme Anne das Herz finden, das ihrer werth war; wenn es nicht Ludwigs war? Sie konnten nicht begreifen, wie Anne ihn nicht liebte, und sie liebte ihn nicht; denn Schrader wußte ja aus Ludwigs Briefen, daß Anne die tröstende, die heitre Vertraute seiner Liebe zur Gräfin Montemor war.

Das alles wußte nun Oheim Joachim besser, und er sah mitten unter Thränen einer frohen Zeit entgegen, die aber Ludwig nicht sehen durfte, und Anne nicht. Darum platzte so oft seine Freude hervor, darum hatte sein Mitleiden die närrische Gestalt.

Er trieb nun zur Abreise, und da er neben dem Wagen herritt, da konnte er nicht

mehr; er pfiff, er gallopirte, er jauchzte. Er sah seine beiden Lieblinge am Altare, und er hatte es möglich gemacht durch die Tyrolerin, die er für Ludwigs Mutter ausgegeben.

Sie kamen nach Straden. Es war ein großer Augenblick, da in Einer Minute Anne und Ludwig ihre Eltern wieder fanden, da der Segen der Väter, und die Thräne der Mütter auf ihre Häupter fiel, da die Freude der wiedergefundenen Eltern neben dem ewigen Schmerze der verlornen Geliebten in ihrem Herzen sich mischte.

O bist du denn nicht ganz glücklich, meine Tochter, meine Anne? fragte Luise ihre Tochter und hielt sie fest an ihren Lippen, an ihrem Herzen.

Ich bins ja, theure Muttter; wenns nur mein Bruder Ludwig wäre.

Da nannte Brunn den Nahmen Montemor, und fragte Ludwigen: was Ehren-

preiß machte. Sie sind, denk ich wohl, sehr wohl, antwortete Ludwig, und reichte um seinen Schmerz zu betäuben seiner Mutter die Hand, und Brunn sah seinen Bruder Joachim an, um von ihm zu erfahren, was es sey.

Joachim sah seinen Bruder an mit einem Gesichte, auf dem die hervorplatzende Freude neben einer Trauermiene stand. Ja, rief er, und stieg von einem Bein auf das andre: es muß heraus. O zum Henker! es muß heraus! Es ist ein Unglück passirt, was aber, er schlug ein frohes Schnipschen — was aber — nun die Zukunft wirds lehren. Ich habe da dem armen Jungen einen Streich gespielt — Ludwig seufzte — und das hat ihn mit der Gräfin Montemor auseinander gebracht.

Vater, sagte Ludwig: ich träumte, die Gräfin liebte mich. Auch mochte sie selbst es glauben. Es ist nun vorbei!

Joachim ging mit seinem Bruder und Ludwigs Eltern allein, und erzählte; aber Annens Liebe zu Ludwig verschwieg er, und so schien er seinen Zuhörern närrisch, wie so froh er das Unglück erzählen konnte. O Joachim, sagte Wilhelm: ich möchte des Jünglings Gram nicht verschuldet haben.

Ich auch nicht; aber seine, und Eurer aller Freude wohl! rief Joachim.

Betty war ein vortreffliches Mädchen.

Ja, das war sie. Das muß ihr auch der Neid zugestehen, und für einen Mann wie Ludwig, siehst du, Bruder, war sie wohl eine Frau, und doch nicht, wie du nun siehst.

Sie wendeten sich alle kopfschüttelnd von Joachim ab. Er aber stemmte die Hände auf die Hüften, und sagte: Joachim, verachte du ihren Tadel! Und wenn sie nun das Freudenfest feiern, was ich ihnen be-

reitet habe: so will ich nichts sagen, als Ioachimus fecit.

Da kam Schrader. Von ihm hofften sie alle, er sollte den stolzen Eigensinn Ludwigs beugen. Sie erzählen ihm den Fall; denn Ludwig und Anne waren nach Lichtenwalde gereist, die Heimath ihrer ersten Liebe zu besuchen. Ein Brief der Tante Ehrenpreiß an Wilhelm, worin sie Betty nicht anbot, sondern nur sich erbot, die Gräfin mit Ludwig auszusöhnen, sobald der Anfall von Depit amoureux vorüber wäre, trieb auch.

„Wäre ich an Betty's Stelle, ich hätte auf immer mit dem jungen Menschen gebrochen, der — werdet Ihr nicht leugnen — bei diesem Falle so viel Stolz, so viel Selbstsucht, eine so eigennützige Liebe verräth. Mein Erziehungssystem hat die Gräfin Betty menschlicher und billiger gemacht. Sie weiß zu verzeihen, nachzugeben. Ich habe das immer zuvor gesagt,

lieber Bruder. Jetzt erndtet jeder die Früchte seines Glaubens.

Schrader schüttelte den Kopf. Depit amoureux! Das Fräulein scheint unsern Ludwig gar nicht zu kennen. Er liebt die Gräfin, Niemand weiß das besser als ich; aber ich fürchte, sie hat ihn auf immer verloren.

Aber, sagte Brunn, wie Joachim erzählt, schrieb Betty das Billet nur in einer Anwandlung von Eitelkeit, in den Augen eines Herrn von Estavaiels eine Arria zu scheinen.

Verschweigen Sie das Ludwigen ja; sie hätte ihn desto gewisser verloren. Sie verläugnet ihn aus Buhlerei gegen einen Mann.

Ein so leichter Fehler, Schrader.

Leicht? immerhin; aber Ludwigs Geliebte, wer sie auch seyn wird, ist gewiß ganz Liebe.

Da kam Ludwig zurück. Er sank in die Arme seines theuersten Freundes, und sie gingen lange allein. Alle, alle standen voll Erwartung; denn sie wünschten alle Ludwigs Verbindung mit der Gräfin. An Annen dachte kein Mensch, als Joachim. Sie glaubten alle, daß die zusammenverlebte Jugend sie nur zu Ludwigs Schwester gemacht hätte.

Es ist vorbei! sagte Schrader: auf immer, auf ewig vorbei! lassen Sie alle Hoffnung fallen, alle! Und er hat Recht! Ludwig läugnet nicht, daß die Gräfin ihn lieben kann; aber sie konnte ihre Liebe doch für irgend einen Preis aufgeben. Und könnte sie das nicht Morgen wieder, und immer? Es ist vorbei!

Und laßt es vorbei seyn, Kinder, rief Joachim: laßt es vorbei seyn! Ich bitte Euch, schmiedet dem harten Geschick seine

spitzigsten Pfeile doch nicht. Denn ihr alle wißt nicht, was ich weiß.

Sie sahen Joachim an. Ihr erfahrt nichts; denn der Himmel soll mich behüten, daß ich nicht noch ein Mahl meine Hand zwischen Thür und Angel stecke. Die Natur mag ihr Werk treiben, ich nicht.

Joachim schrieb seiner Schwester, nach seiner Manier, gerade heraus, unumwunden, daß alles vorbei wäre. Die Liebe, liebe Schwester, ist nach deinem System das Lämpchen in einer Zauberlaterne, um deinem Schattenspiel an der Wand Farbe und Licht zu geben, ein doppeltfügiger Handschuh, den man bald rechts anzieht, bald links, nach dem man ihn braucht; und nach Ludwig ist die Liebe ein heller Strahl aus einer bessern Welt, eine Geisterstimme, die ewig erklingen muß, das Band zwischen dem Leben und der Ewigkeit, das Heiligthum des Lebens, das keine Hand berühren

darf, ein schöner Schmetterlingsflügel, den ein Griff der Finger zu einer häßlichen Fledermausflügelhaut macht. Die Verglei- che habe ich alle von ihm selbst, und diese Liebe ist das Evangelium des Lebens, auf das er allein schwört.

Du kannst nicht läugnen, liebe Schwe- ster, daß das so recht hübsch wäre, wenn er Recht hätte: und mich dünkt, hat ein Mensch Recht so zu sagen, so hat Ludwig es. Also gerade heraus, es ist vorbei! Und am Ende, Schwester, frage ich dich aufs Ge- wissen ob du glaubst, daß deine Betty, die — das sage ich mit der Hand auf dem Herzen — so sehr ein Engel ist, so sehr, daß ich mich allein vor ihr unter allen Wei- bern scheue. Sie ist meine Nichte; aber ich habe einen Respekt vor ihr — aber meinst du, Betty wäre mit diesem feuer- speienden Berge glücklich geworden, mit diesem Ludwig?

Mit Klugheit, mit Nachgiebigkeit, mit List und Ränken ist an Ludwigs Herz nicht zu kommen; dazu gehören Zauberformeln, sympathetische Mittel, Geisterbeschwörungen, Glauben und der ganze reine, aber reine Himmel; und ich frage dich, ob Betty das alles hat, kann? Ja, nachmachen? das ist wahr. Aber Schwester, an der heißen Sonne des Lebens verschießen die unächten Farben. Frag Betty, ob sie wohl für ihr ganzes Leben mit Ludwig hätte in eine enge Klause kriechen können, und auf so etwas muß Ludwigs Frau gefaßt seyn. Ich kenne eine, die das kann. Betty kennt sie auch!

Diesen Brief gab Ehrenpreiß der Gräfin. Sie las ihn still durch, gab ihn zurück, ohne ein Wort zu sagen. Der rohe Mensch! sagte Ehrenpreiß.

Roh wohl; aber er hat nicht Unrecht, und je mehr ich über das Räthsel des Lebens

nachsinne, so finde ich nur zwei Ausgänge: zu denken wie Estavaiel, oder zu fühlen wie der Graf Eisach: eine afrikanische Sandwüste, wo der Mensch verschmachtet, und ein Feenthal voll —

Das aber nur ein Traum ist, Betty!

Wer weiß es auch? rief Betty bitter. Daß aber mein Leben — und ist es minder ein Traum? — ein Traum von vergeblicher Sehnsucht, von ungestillten Wünschen ist, das, o das — Tante — Ein jeder hat seine Art glücklich zu seyn, sagt der Wilde bei Volney, und so hoffe ich meine Art auch zu finden. Ich bitte Sie nur, Tante, nicht weiter über mich zu schreiben; denn des Oheims Brief scheint eine Antwort. Ich kann wohl das Glück verlieren; aber den Stolz nicht, des Glücks werth zu seyn.

Sie verließ die Tante mit einem stolzen und bittern Blick.

Estavaiel wurde von der Tante zu Hülfe gerufen, den bösen Geist der Gräfin zu bannen. Und sie hatte nicht Unrecht; denn Estavaiel verstand die Kunst, Betty's gute Laune wieder hervor zu zaubern. Die Gräfin fand Geschmack an seiner, er an ihrer Unterhaltung, glaubte er. Ihr Reiz trug wohl eben so viel dazu bei.

Er kam fast nicht mehr von Betty's Seite, und der Hof glaubte, die reizende Gräfin hätte den weisesten aller Männer zu ihrem Sklaven zu machen gewußt. Betty erfuhr es, und sie gab gar nichts darauf, daß man so sprach.

Endlich in einer schönern Stunde gestand Estavaiel der Gräfin seine Liebe; aber sogleich mit dem Zusatze, daß sein Geständniß sie zu gar nichts verbindlich machte, nicht ein Mahl zu irgend einer Art von Antwort.

Warum sollt ich Ihnen keine Antwort geben können, Estavaiel? sagte Betty lächelnd. Sie kennen mein Herz, und meine Empfindung. Ich achte Sie, mein Herr, ich achte Ihren Geist; aber eben darum, weil unser Verhältniß so frei ist, so reich, möcht ich sagen, an dem feinern Genusse, den der Geist geben kann, möchte ich gar nichts daran ändern. Ich wünschte nicht, Estavaiel, Sie redeten noch ein Mahl darüber, weil ich sonst denken müßte, wir beide hätten den Zweck unsres Lebens verfehlt.

Estavaiel schwieg mit einem bewundernden Lächeln. Das arme Mädchen fand in der Bitterkeit ihrer Empfindung den Muth zu diesem unnatürlichen Verhältnisse, in das sie sich mit Estavaiel setzte. Aber Estavaiel liebte sie wirklich. Er sah sehr wohl, daß er mit einer sehr mächtigen Empfindung des Mädchens zu kämpfen hatte. Er verlor aber den Muth nicht; er erfüllte ihren Kopf mit den romantischen Ideen der Freiheit,

der weiblichen ächten Größe, eines freien Lebens in der wirklichen Welt, in der Welt der Kunst. Er machte in ihrem Busen die Begierde rege, Italien zu sehen, ein Wunsch, der ewig unerfüllt bleiben mußte, denn Ehrenpreiß zitterte noch immer vor den Alpen.

Er that noch mehr; er entzweite Betty und Ludwig noch weiter; denn da ihm Betty Ludwigs Billet zeigte; — sie thats, weil sie zeigen wollte, wie sehr sie alle Verhältnisse verachtete — da sagte er lächelnd: wahrhaftig, ich weiß nicht welcher Triumph größer ist, der, Betty sein zu nennen, oder der, sie abzuweisen.

Er wagte viel das zu sagen; aber er kannte Betty's jetzigen Zustand. Sie wurde innerlich immer bitterer, äußerlich aber freier, und ruhiger.

Sehen Sie, liebes Kind, sagte er dann: für seine großen Worte, Ewigkeit,

Unendlichkeit, Grab, Liebe, Wahrheit strebte der Graf Eisach nach einem großen Lohne. Ich, der nicht so große Worte auf der Zunge führt, bin schon bescheidner; denn mich macht das kleine Theilchen Freundschaft, die Sie gegen mich haben, schon selig. Hätte das auch wohl nach der Trauung so kommen können, Gräfin Montemor? Und wie hätte es dann enden wollen? Auch mit einer Trennung, muß ich glauben; denn er zum mindesten ist seiner Sache gewiß.

So untergrub er Betty's Glauben an Ludwigs Tugend immer mehr. Ach, die Arme, sie hatte nichts, ihn zu vertheidigen. Ihr System war ja auf Estavaiels Seite. Sie entzog dem edlen Jünglinge immer mehr ihre Achtung. Sie hielt ihn für einen närrischen, übermüthigen Schwärmer, und da sie nun gar nichts mehr in der Welt, und in dem Leben vor sich zu lieben hatte — denn ihn liebte sie, das fühlte sie doch in

den Tiefen ihrer Seele, obgleich die Tante und Estavaiel es ihr abstreiten wollten — so wurde sie gegen die Welt und das Leben kalt. Sie hätte ihre Hand aus Verzweiflung an dem Glücke einem Mann geben können, den sie verachtete. Sie beschloß, sie Estavaiel, dem edlen, dem philosophischen Mann zu geben, der mit ihr gleich genug dachte, um sie zum mindesten zu schätzen, mit dem sie nicht unglücklich seyn konnte, weil er sie nicht hassen konnte.

Aber nun lag es dem verarmten Mädchen daran, zum mindesten die Bewundrung ihres Anbeters zu erhalten, und das konnte sie, das wollte sie.

Sie redete mit Estavaiel jetzt sehr ruhig von Ludwig, und von ihrer Liebe zu ihm, ruhig und lächelnd. Glauben Sie mir, Estavaiel, diese Liebe ist mein Schooßkind, was ich verzogen habe, und das nun nach der Mutter schlägt. So scherzte sie mit

trüben Augen zuerst, dann mit immer heiterern Augen, so Stufe vor Stufe, daß sie Estavaiel und ihre Tante richtig beredete, der Sturm sey ohne Schaden überhin gegangen.

Estavaiel, dessen Liebe gegen die reizende Gräfin von Tage zu Tage riesenhaft wuchs, so daß er sich in seine Jünglingsjahre zurück gezaubert fühlte, sah nun die Hoffnung glänzend sich näher treten. Aber seine eigenen Grundsätze wurden nun seine Hölle, Grundsätze, auf die er stolz war, auf die er sein Glück gründete.

Seine Liebeserklärungen gegen die Gräfin mußten natürlich seinen Charakter tragen. Das war der Vorhof der Hölle; denn was er gern unter strömenden Thränen, mit der Begeisterung Flamme gesagt hätte, mußte er sagen wie eine Galanterie, und trug er es anders vor, so lachte ihn die Gräfin aus: und lachte noch hundert Mahl ärger, wenn er wie Ludwig böse wurde.

Sie neckte ihn ganz offenbar mit seinen Liebeserklärungen, und doch sah er ganz deutlich, daß Betty sich ihm mehr und offner hingab, gar keine Umstände machte an seinem Arme überall zu seyn, und überall vollkommen zu thun, als sey sie seine Verlobte.

Liebste Betty, ich beschwöre Sie —

Aus Fausts Höllenzwang, oder mit mystischen Sonetten?

Sie bringen mich zur Verzweiflung mit Ihrem Kaltsinn.

Sie, mich mit dieser falschen Begeisterung.

Ich liebe Sie, Betty, ich —

Wie des tauben Fräulein Born Flötenuhr, die alle Viertheilstunde das alte Lied: ich liebte nur Ismene! spielt; ach, wenn ich nur taub wäre, wie sie. Sie hört es nicht.

So ging das fort, so ging es immer. Und mitten in einem gleichgültigen, scher-

zenden Gespräche sagte Betty wohl bei irgend einem Anlasse: Sie sollen sehen, Estavaiel, wir werden noch Mann und Frau, und da werden wir allerliebste Dinge machen.

Wollte er sie beim Wort nehmen, so konnte er es; denn sie setzte den Scherz so lange fort, als er in den Schranken des Scherzes blieb. Dann aber übermannte ihn die Liebe, und die geheime Flamme in seiner Seele, und Betty rief lachend: warten Sie nur, ich werde noch einen zweyten Grafen Eisach aus Ihnen ziehen.

Ach, du armes, verarmtes Mädchen, hätte er dir doch ein Mahl in den freudeleeren Busen sehen können, dem nach Liebe verlangte, und die sie nicht mehr in der Welt zu finden wußte.

Estavaiel errieth wohl, was Betty's Absicht war; und er mußte ihr folgen; aber es

war doch ein Gang durch alle Martern der Hölle, denn selbst dieser muntere Scherz vermehrte seine Liebe, seine unendliche Leidenschaft.

Er studierte mit ämsigen Fleiß die Minute, an ihr Herz zu kommen; aber es war unmöglich. Denn sie verhärtete ihr Herz, und verhärtete es immer mehr, da sie gar nichts mehr von Straden hörte.

Wenn ein Brief an ihre Tante kam, so war als bohrten sich tausend spitzige Pfeile in ihre Seele. Ihr Herz pochte unbändig. Sie mußte den Athem halten, der ihre Brust mit Gewalt verließ; denn in dem Grunde des armen Herzens lag noch immer eine dunkle Hoffnung.

Aber da schrieb Wilhelm, daß er mit allen seinen Freunden nach Tyrol reisen würde, um dort im Gebirg ein Jahr der reinen Gebirgsluft zu genießen, weil der Arzt es für Annen nöthig hielte.

Kein Wort von dem Grafen Eisach, kein kleines Wort, aber daß er unaussprechlich für seine Schwester Anne besorgt wäre. Da verschwand die letzte Hoffnung aus der leeren Brust.

Und warum, sagte sie kalt zu sich selbst; gehe ich nicht auch über die Alpen, wenn die Gebirgsluft so gut ist? Gebirgsluft? Oder die Luft unter der Erde? welches wäre die beste? Wir armen Menschen, wie wir uns plagen, die Minute des Lebens durch zu lächeln, und ist seufzen nicht auch athmen? Die Frage ist noch, bei welcher von beiden Operationen, Lachen oder Weinen, man mehr Leben verbraucht.

Estavaiel trat ins Zimmer. Nun, wahrhaftig, Sie reden mit sich allein?

Dazu habe ich Ursach, mein Herr. Denn ich bin immer mit mir selbst einig; denn mit Ihnen, und das können Sie nicht läugnen, muß ich mich seit lange immer zan-

ken. Ich glaube, ich thäte wohl, wenn ich Ihre Frau würde, wir wären des Zankens schon müde.

Va! sagte Estavaiel froh, und hielt ihr seine Hand hin.

Va! rief sie, und schlug ein, und nun sang sie in einem drolligten Tone!

Oh I'll have a Husband! ay, marry;
For why ſhould I longer tarry,
Than other brisk girls have done?

Estavaiel hatte nicht ein Mahl das Herz zu fragen, ob sie im Ernst ja gesagt hatte.

Betty! sagte er mit einem Gesicht das glühete, und mit Augen voll Liebe. Sie quälen mich!

Nun, mein Herr, nach der Hochzeit können Sie mich wieder quälen.

Die Tante kam dazu. Darf ich es der Tante sagen? fragte er.

Ja, mein Herr. Die Tante wird es doch wohl wissen müssen.

Die Tante erfuhr es, und sie nahm Betty mit einer weichen Empfindung an ihr Herz. Da Betty ihrer Tante Thränen an ihrer Wange fühlte, brach ihr Herz. Sie fing an zu schluchzen: Estavaiel stürzte zu Betty's Füßen. Sie reichte ihm die Hand, warf ihr nasses Auge auf ihn, und fragte: mein Herr, werde ich glücklich werden?

Das weiß ich nicht, Betty; aber mein einziges Geschäft soll es seyn, Sie glücklich zu machen.

O, o! ich wäre es gern! gern! wenn ich es noch seyn kann.

Wenn Sie mich lieben, Betty, dann! dann!

Sie und die Tante lehrten mich, die Liebe sey vergänglich. Geben Sie mir einen bessern Bürgen.

Meine Ehre, Betty.

Sie und die Tante lehrten mich, nichts sey zuverlässig. Einen bessern Bürgen, Estavaiel!

Die Achtung der Welt, mein Glück, Betty.

O die Welt, die sie mich verachten lehrten? Ihr Glück? O einen bessern Bürgen, Estavaiel.

Ich schwöre Ihnen bei dem höchsten Gott.

Da sank sie halb ohnmächtig in seine Arme, und lispelte leise: ja, ich glaube an Gott! ich glaube!

Es war eine erschütternde Szene. Der Tante schlug das Gewissen, der Tante und

Estavaiel; aber sie fühlten ihr Inneres erweicht. Gott der Barmherzige segne Euch, Kinder!

Ja, rief Betty mit gen Himmel hoch gehobenen Händen: er segne uns, und Frieden zieh in meine Seele. Frieden und Glauben, daß alles so gut war.

Betty ging auf ihr Zimmer, Niemand wagte sie zu halten. Estavaiel vergoß im Garten Thränen, die ersten seit funfzehn Jahren.

Die Hochzeit wurde in aller Stille gefeiert und Estavaiel knüpfte auf die Bitte seiner jungen Frau seine Verbindung mit seinem alten Herrn und Freunde wieder an, und ging als Gesandter nach Neapel. Betty hatte sich auf diese Reise vorbereitet. In Turin trat sie zuerst auf. Ihr Ruf flog vor ihr her nach Florenz, wohin sie wollten. Man erwartete mit Sehnsucht,

das einzige Paar auf der Erde, dem Gott weder das Kleine, noch das Große versagt hatte. Sie kamen, und Betty wurde die Bewundrung des Florentiner Hofes. Man verglich sie mit der schönen Bianca Kapello; aber, mußte jeder hinzu setzen, mit mehr Reiz ist sie züchtig wie eine Heilige.

Man drängte sich um die schöne Ausländerin; sie lebte frei und ungezwungen; aber die boshafte Verläumdung lag zum ersten Mahle stumm und schlafend zu ihren Füßen. So gingen sie nach Rom, wo die Künste, und die alte Welt Betty's Reize vermehrten. Sie besuchte die Künstler, und war selbst Künstlerin. Alle öffentliche Blätter enthielten den Nahmen der Gräfin Estavaiel-Montemor. Ihr Haus war das prachtvollste, das feinste, das glücklichste; Kardinäle saßen da neben Künstlern. Jeder Tag war der Triumph des glücklichen Paars.

Betty war glücklich, und sie gestand Estavaiel, so glücklich hätte sie der Graf Eisach nicht machen können. Nein, rief sie: es lebe das System der Tante! Sie hat doch Recht!

Ludwig und Anne waren mit ihren Eltern und dem Herrn von Brunn ins Tyroler Gebirge gereist. Der Arzt hatte Recht. Annens Schmerz in der Brust verlor sich nach und nach, die Rosen kehrten auf ihre Wangen zurück. Aber Ludwig that auch alles, was Schrader zur Befestigung ihrer Gesundheit ihm gerathen hatte.

Von Gasteig aus machte Ludwig mit der geliebten Schwester, so — nannte er sie — kleine Reisen in die Thäler umher, und da diese Reisen sie immer mehr erheiterten, so wurden sie größer.

Annens Vater war gewöhnlich ihr Begleiter, und wenn er von einer solchen Reise mit ihnen zurück kam, sagte er: es ist, als hätte Ludwig nie ein andres Mädchen geliebt als Annen.

So schien es auch. Anne ging neben Ludwig her, ihre Hand in seiner, fast wie Kinder: die ausgegangen sind Blumen zu pflücken. Sie redeten von den vergangenen Tagen, von den zukünftigen. Ludwig erzählte von seinen Reisen. Dann kam das Gespräch auf die Gräfin Montemor. Das Gespräch wurde immer zu einem kleinen Streite; denn Anne vertheidigte Betty; und gab Ludwig Schuld, er habe sie nicht so geliebt, als sie ihn. Aber Annens Augen glänzten bei diesem Streit wie lachende Sterne. Sie konnte sogar ein wenig muthwillig werden.

Aus den kleinen Reisen wurden größere. Sie gingen am Inn hinauf, bis an seine

Quellen, und von da über Sondrio an den Komersee. Ludwig mußte seine geliebte Kranke erheitern, und so mußte er selbst heiter scheinen; und er wurde es wirklich. Nach und nach wurde aus den Bildern Betty's und Annens in seiner Phantasie Eins.

Er wurde unwillig gegen sich selbst, daß er ohne den Besitz der geliebten Betty doch oft so sehr glücklich sich fühlen konnte, wenn er mit Annen auf einer schönen Höhe saß, oder mit ihr auf einem Nachen am grünen Ufer eines Sees wegschwankte.

Dann verwechselte er alles; er ergriff Annens Hand, wie er sonst Betty's Hand ergriffen hatte. Er war eben so entzückt über Annens frommen kleinen Muthwillen, als sonst über Betty's schauspielerische Schelmereien.

So kam der Winter und verhüllte alle Wege, und machte alle Reisen unmöglich;

aber der Winter hinderte den immer blühender hervorsprossenden Frühling seines Glückes nicht. Er machte mit Annen Musik, er unterrichtete sie im Italiänischen, da im künftigen Frühling eine Reise nach Italien verabredet war. Der Winter verflog wie eine Feierstunde. Am ersten milden Tage ging Ludwig mit Annen in das Thal hinab, mit der Wette über das erste Veilchen. Sie sehen beide zugleich dasselbe. Wir müssen es theilen, Anne, sagte Ludwig: wie alles, wie alles, liebe Anne!

Sie standen von der milden Luft umspielt, von den Bächen umrauscht, von dem neuen Leben erhoben. Ludwig wußte nicht, welch eine sanfte, frohe Sehnsucht in seinem Busen sich erhob; wars die alte Liebe? nein, denn die Sehnsucht war so sanft, so süß.

Er betrachtete von der Seite Annen, die einem flatternden Schmetterlinge nachschau-

te. Das blonde Lockenhaar schwebte auf den Schultern, das schöne Gesicht, in die Glut der festen Gesundheit und des Frühlings getaucht, schien ihm auf ein Mahl schöner als je, und da sie nach ihm die blauen glänzenden Augen wendete, mit dem zärtlichen, muthwilligen Lächeln, und die Hand ihm reichte, da dachte er: sie ist ja schöner als Betty.

Er verglich sie still, und immer schien es ihm mehr, sie sey schöner doch als Betty, und sinnend ging er mit ihr zu Hause.

Er hatte es lange nicht gewagt, Betty's Bild zu betrachten. Er hatte sie gemahlt, und sie war vollkommen ähnlich. Er nahm das Bild hervor, und betrachtete es lange, und verglich Annen damit. Seltsam! recht seltsam! Anne schien ihm schöner als Betty. Stirn, Augen, Hals, Gestalt, und was Betty schöneres hatte, ihrer Bewegungen Reiz, das ersetzte Anne tausend Mahl durch die Heiligkeit ihres Wesens.

Anne überraschte ihn bei diesen Betrachtungen. Sonst würde er das Bild schnell bei Seite gelegt haben, wie er auch sonst gethan hatte. Jetzt sagte er: ich bitte dich, liebe Anne, bleib du ein Mahl stehen, so. Und er verglich.

Was hast du denn da? fragte Anne, und auf den ersten Blick erkannte sie ihre Freundin vom benachbarten Garten. Mein Himmel, Mamsell Müller! Wie kommst du zu dem Bilde, Ludwig?

Das ist der Kopf der Gräfin Montemor.

Montemor? sagte Anne tiefsinnig: das kann nicht seyn, oder Ludwig — Sie schwieg auf ein Mahl.

Sag mir doch, liebe Anne.

Das die Gräfin Montemor? Ach Ludwig! Ludwig! Aber mit niedergeschlage-

nen Augen erzählte nun Anne ihre Begebenheit mit Mamsell Müller. Es konnte kein Irrthum seyn; denn Anne hatte auch einen Bedienten gesehen, dessen Livree sehr ausgezeichnet war. Auch hatte sie nachher erfahren, daß der Garten dem Fräulein Brunn gehörte.

Das erzählte Anne, und Thränen des Unwillens rollten aus ihren Augen.

Was aber weinst du, Anne? fragte Ludwig nun neugierig.

O soll ich nicht weinen, daß sie so grausam mich täuschte, du weißt nicht wie grausam.

Ludwig lächelte; er fand das nicht. Ach hätte Anne gewußt, wie kalt er gegen Betty seyn mußte, da er das nicht fand, sie hätte Freudenthränen geweint.

Er hing Betty's Kopf mit einem ruhigen Lächeln neben Annens Kopf; den er

jetzt auch hervor suchte. Er sagte darüber: es ist nicht ein Zug ähnlich. Ich muß sie noch ein Mahl mahlen. Anne ist tausend Mahl schöner.

Die Alten steckten die Köpfe darüber zusammen, daß er der Gräfin Kopf hervor brachte; aber Joachim sprang lustig umher, und rief: nun ists mit seiner Liebe zu Ende. Seht ihr das nicht? Er bringt die geheimen, heiligen Pfänder der Liebe ans Licht. Und nun will ich Euch sagen, was ich weiß. Anne liebt ihn, mit einer unendlichen Leidenschaft, und auf seiner Hochzeit mit Betty hättet ihr Annens Leichenfest zu feiern gehabt.

Brunn wollte mit der Nachricht zu Ludwig.

Wilhelm, rief Joachim: soll denn Anne seine Liebe wie ein Allmosen erhalten? Sprich! Ueberlaß doch der Hand der Na-

tur das Zusammenknüpfen der Herzen. Ludwig ist ja auf dem Wege ohnehin. Thut doch nur die Augen auf. Seht doch nur, wie seine Blicke dunkel und still auf Annens Gestalt hängen! Seht doch nur, wie er sich mit ihren Handschuhen zu thun macht, wenn er sie findet, oder gar mit ihrem Halstuche. Oho, Bruder, sieh nicht so höhnisch aus. Er ist wohl ein Spartaner, und nach deinem Systeme soll er über alle Halstücher, und über alle weiße Nacken in der Welt weg seyn, wie Betty über alle Leidenschaften: aber die Natur, klüger als alle Eure Systeme läßt sich ihren Zoll Sinnlichkeit ablegen, und Eure Engelsflügel an Annens Schultern bedeuten nicht halb so viel als die beiden weißen, wächsernen Mädchenschultern, auf denen sein Auge hängt.

Joachim hatte Recht. Die weiche Hand der Natur webte das schönste Band der Liebe, und schlang es um Ludwigs Herz, und der junge Philosoph wurde so kindisch als

ein Knabe von sechzehn Jahren gegen Anne. Er erstaunte, da er in dem Herzen, das ewig Betty's Eigenthum seyn sollte, auf ein Mahl Annens Nahmen statt Betty's fand, erstaunte, daß er von Annen träumte, erstaunte noch mehr, da er auf einen Monat zu seinen Eltern gegangen war, daß er eine so heiße Sehnsucht nach Annen fühlte.

Ich glaube, Bursche, sagte Joachim, der noch immer sein Kamerad war: du liebst Annen? Und ich glaube, du thust wohl daran. Denn höre, welch ein Geheimniß ich dir entdecken will. Er sagte ihm Annens Liebe.

Nun war kein Halten mehr. Ludwig flog auf Flügeln des Sturms nach Gasteig. Er knieete vor Annen. Er entdeckte ihr, daß er sie, wie sie ihn liebte. Anne mit einem Freudenausruf, und mit heißen Thränen sank an sein Herz, und Ludwig führte

Annen zu den Eltern, und bat um Annens Hand.

Nun stemmte Joachim die Hand auf die Hüfte und fragte: was sagt Ihr nun zu meiner Tyrolerin? Ich habe Annen gerettet, und den da habe ich glücklich gemacht. Denn was wollte der Geisterseher da mit der Gräfin, die jeden Geist mit Fleisch und Seide und Hermelin behängen muß, soll sie ihn erträglich finden?

Sie nahmen alle den ehrlichen Joachim in ihre Arme, und dankten ihm das Glück ihrer Kinder.

Die Kirche legte ihren Segen auf Ludwigs und Annens Verbindung; die Natur hatte den schönsten Segen schon längst auf ihre Herzen gelegt, und Ludwig behauptete jedem, der sich mit ihm einließ, er hätte Annen immmer geliebt, immer, mit eben dieser Stärke.

Hast du dich sonst auch so selig gefühlt, wenn ihre Lippen an deinen hingen?

Das konnte er doch nicht behaupten. Aber geliebt hatte er sie eben so sehnlich, das behauptete er fort.

Betty lebte in Neapel mit ihrem Gemahl, im feinsten Genusse der Kunst, des Glanzes, der großen Welt, und der Bewundrung, die ihr jeder Mann gab. Sie liebte ihren Gemahl; denn er machte sie glücklich. Sie wurde geliebt von ihm; denn die Natur war mächtiger als seine Grundsätze. Sie hörten nicht auf über den Stand ihrer Herzen zu philosophiren. Sie schämten sich beide ein wenig, das Glück ihres Lebens aus einer so gemeinen Quelle, aus einer oft so kindischen, vergänglichen Leidenschaft, als die Liebe ist, abzuleiten. Sie nannten Freundschaft, was Liebe war,

und so schmeichelten sie sich, das Glück des Lebens auf einem so seltenen Wege gefunden zu haben.

Daß Betty angebetet wurde, war bei dem Reiz ihres Körpers und ihrer Seele natürlich. Sie war zu einer hohen Schönheit aufgeblüht. Sie war aller Künste Meisterin. Ihre Unterhaltung war der Reiz jeder Gesellschaft. Sie bewegte sich in der Gesellschaft unter den Männern, unter jungen schönen Männern, die sie anbeteten, mit einer so freimüthigen Sicherheit, mit so viel klugem Anstande, daß selbst die Verläumdung schweigen mußte. Ihr Mann war ihr Vertrauter. Siehst du, Betty, sagte er hundert Mahl: daß Weisheit und Tugend immer Eins sind!

Aber tief in seinem Innern regte sich dennoch ein dunkles Gefühl des Unmuths. Er konnte sich nicht leugnen, Betty hatte ihn nicht geliebt. Er hatte es gesehen, mit

welcher Leidenschaft ihr Herz lieben konnte, und er zitterte doch jedes Mahl, wenn ein junger schöner Mann sich in ihren Zauberkreis drängte; er zitterte, wenn er sah, wie unbesorgt sich Betty dem frohen Zuge ihres Lebens überließ.

Er erröthete selbst, daß er eifersüchtig seyn konnte, und desto mehr wachte er darüber, daß Betty nie einen Zug seiner Empfindung merkte, und doch fürchtete er, daß ein Mahl eine Leidenschaft Betty's Herz ergreifen könnte. Durch den langen Umgang mit ihr hatte er ihre Zauberkünste kennen gelernt, die sie gebrauchte, wenn sie bezaubern wollte, und hundert Mahl hatte er, wenn er mit Betty über das menschliche Herz philosophirte, gesagt, daß das Weib von Natur zur Koketterie bestimmt sey.

Lachend gestand Betty: er hätte Recht, sie fände eine Art von Vergnügen darin, den Männern als eine Göttin zu erscheinen.

Er mußte lächeln; aber in seinem Busen regte sich etwas Saures, und zuweilen kam es ihm vor, als ob Betty es doch zu weit triebe.

Er fand ebenfalls, wie ja alle Männer, wie viel Lücken in Betty's Kenntnissen waren, wie viel nur erlernt, zum Putz, wie viel Nachgesagtes! Er fand den ganzen Reiz nicht mehr an Betty's Unterhaltung. Auch Betty nicht mehr; denn ihr Mann war ihr doch zu gelehrt. Ein wenig sauer wurde sie doch, wenn er sie auf einer Behauptung fand, die er ihr in ihrer Lektüre nachwieß, und die sie nur nachgesagt hatte.

Jeder andre Mann, als ihr eigner, hielt sie für ein Wunder von Genialität und Kenntnissen. Sie fühlte wohl, er hatte Recht; aber mußte er sie das merken lassen? mußte er?

Diese Ueberzeugung machte sie aber in der Gesellschaft ihres Mannes weniger hei-

ter, weniger unterhaltend. Sie fühlte, sie machte ihm zuweilen Langeweile, und so sah sie ihn natürlich lieber in Gesellschaft.

Betty war eine glückliche Mutter von zwei schönen Kindern, aber sie war in ihren Erziehungsgrundsätzen mit ihrem Manne gar nicht einig. Er hatte in der Welt, unter großen Begebenheiten, unter Menschen, im Leben sein System gebildet; sie durch den Unterricht. Es schien der Mutter jetzt vieles heilig, was er als eine Schwachheit belächelte. Da fand sich denn bei genauerer Ansicht, daß ihre Systeme, die sie für dieselben gehalten hatten, weit von einander abstanden. Das Mutterherz hatte Betty vieles ehren gelehrt, was noch von der Buchholz, ihrer ersten Gouvernante herrührte.

Betty fand mit Erschrecken, daß der Vater ihrer Kinder gar nichts für wahr hielt als das Leben, und die Kunst des Lebens zu genießen, und das ihn gar nichts abhalten konnte, ein Bösewicht zu seyn, wenn er Lust

daran gehabt hätte. Sie sah ihn mit trüben Blicken an. Gott, sagte sie: das wäre dein System?

Liebste Betty, hast du denn ein anderes?

Gott Lob! sagte sie betheuernd.

Und welches? Sie fing an es ihm auseinander zu setzen; aber sie verwickelte sich in so viele Widersprüche, daß er lachen mußte. Er spottete des Mutterherzens, das jetzt einen Gott, eine beßre Tugend, eine Unsterblichkeit suchte. Da geschah der erste Bruch zwischen ihren Herzen. Sie faßte Mißtrauen gegen ihren Mann. Er hielt es für Kälte, und er zog sein Herz zurück.

Betty, mit dem Herzen voll Verlangen und Sehnsucht nach Liebe, nach Vertrauen, blieb in der Gesellschaft; aber Ihr Mann konnte ihr nie einen zweideutigen Schritt vorwerfen, und dennoch nach langem Kampfe mit sich, foderte er seine Entlassung, und

ging, um seine Kinder zu erziehen, auf seine Güter in die Schweiz zurück, aber mit dem festen Entschlusse, seine Betty glücklich zu machen.

Aber er konnte es nicht. Auf ein Mahl in die Einsamkeit verbannt, obwohl in der schönsten Natur der italiänischen Schweiz, verlor sie den ganzen Reiz des Lebens, den Umgang mit der Welt. Er nicht; denn er lebte auf seinem Studierzimmer, unter den Beschäftigungen des Ackerbau's, unter den Freuden mit den alten Bekannten. Was hatte Betty? Die Bücher waren ihr keine Unterhaltung, seit sie nicht mehr die Zinsen dafür in der Welt finden konnte. Sie war nur Mutter allein, aber das war ein brennender Pfeil in ihrer Seele; denn ohne ihr weiter zu widersprechen riß er mit zwei Worten bei den Kindern ein, was sie in zwei Monaten gebaut hatten.

Sie dankte dem Himmel, da er endlich des Landlebens überdrüßig war, und nach

Wien ging, um in der Welt wieder angestellt zu werden, die er verachtete. Er nahm sie nicht sogleich mit; aber nach einem Jahre folgte sie ihm endlich nach.

Sie ging quer durch die Schweiz bis an den Bodensee. Am schönen See fuhr sie weg, und auf ein Mahl sah sie sich befangen in einer himmlischen Gegend, zwischen Weinhügeln, die sanft bis an den See hinablaufen. Vor ihr lag auf einem Hügel ein italiänisches Haus, rings mit Säulen umgeben, von Norden her von einem Eichenpark. Das Dorf lag mahlerisch im Thal. Eine milde Lenzluft umwehte sie hier, und zauberte hier einen ewigen Frühling.

Sie stieg hier aus, um den Weg zu gehen, ihre Tochter, der nicht wohl geworden war, vielleicht vom Fahren, an der Hand, ihr Sohn sprang voraus. Sie war es von ihren Gütern her gewohnt, gut gekleidete Landleute zu sehen; aber so wohlgekleidete,

und mit Gesichtern, von denen das Glück lachte, hatte sie noch nie gesehen.

Sie ließ sich mit einer Bäuerin ein, und erhielt freundliche Antworten. Dann stieß sie auf einen alten Mann, der auf einer Bank saß, welche die Aussicht auf den See hatte. Sie grüßte, und der Alte redete sie an. Da sie ihren Nahmen nannte, schrie der Greis fast vor Freuden auf. Betty, rief er: sind Sie es? Nun Gott, welche Freude wird Ehrenpreiß haben! Sie wollte zu Ihnen nach Stafi, so sehr sie auch die Berge scheute.

Ums Himmelswillen! wo bin ich denn? rief Betty freudig. Wer sind Sie?

Ich bin Ihr Oheim, Wilhelm Brunn! Die Freude war unbegränzt. Betty eilte die Höhe hinan, um ihrer Tante um den Hals zu fallen. Brunn begleitete sie. Da sie nun den Hügel hinan stieg, und nun die Gegend immer himmlischer wurde, der grü-

ne Hügel vor dem Hause sich in einen Blumengarten verwandelte, das Säulenhaus in einen Feenpallast, da rief sie fröhlich: o das muß die Wohnung des Glücks seyn, lieber Oheim.

Das ist sie, liebste Betty. Das ist sie. Der Aufenthalt des Glückes, der Liebe, des Himmels, der Seligkeit. Und sie mußte fast weinen über die Begeisterung des Alten. Da sprangen ihnen sechs Kinder entgegen schön wie die Amoretten, und hingen sich liebkosend an den Vater, an die fremde Dame, und an die Kinder. Betty bog sich nieder, und umarmte eins nach dem andern; aber dann eilte sie der Tante zu.

Da saß unter den Säulen eine Frau, einfach gekleidet, aber schön wie ein Engel schöner als Betty je etwas gesehen, schön allein durch den Ausdruck des Glücks und der Unschuld.

Die Kinder mit dem Geschrei: Mutter! Mutter! an ihr hinauf gehüpft, und die Mutter gegen die fremde Dame sich verbeugend, und doch den Kindern liebkosend.

Betty, die Gräfin Betty! rief der Oheim, und mit einem sanften Freudengeschrei schlug die schöne Frau ihre Arme um Betty, und schluchzte dann an ihrem Halse.

Die Dame? fragte Betty verwirrt.

Die Gräfin Eisach! Anne! Anne! wenn Sie sie unter dem Nahmen kennen.

Da hing die schwerste Minute über Betty's Leben. Betty führte sie ins Haus, ins Zimmer, und das erste, was sie sah, war ihr Kopf, der neben Annens Gemählde hing.

Die Betty? Mutter, die Betty? riefen die Kinder, und zeigten auf Betty's Ge-

mählde, und da die Mutter ja geantwortet hatte, fielen die Kinder um Betty's Hand mit Küssen, und erzählten, wie Vater und Mutter sie so lieb hätten, und von der lieben Gräfin Betty so oft erzählten, und Betty's Herz löste sich auf in Wehmuth und süßen Schmerz.

Und da kam Ludwig. Er hielt lange die zitternde Hand Betty's in seiner, und die Freude verschloß seinen Mund, und öffnete nur seine Augen zu Thränen und frohen Blicken, und er nahm ihre Kinder eins nach dem andern auf, und konnte nicht fertig werden, sie an seine Brust zu drücken.

Da kam Ehrenpreiß, mit greisem Haar, und gebeugtem Haupte. Sie schloß laut weinend Betty an ihre Brust, weinend, laut weinend, als über ein Unglück.

Tante und Nichte gingen beide allein. O Betty, sagte die Tante mit Seufzern:

bist du glücklich? bist du's? O sage ja, damit ich getröstet werde. Da knieete Betty vor der sitzenden Mutter nieder, legte ihr Haupt in ihren Schooß und weinte laut, und untröstlich. Ja, liebste Tante, sagte sie denn: ich bins! Ich bins gewiß!

O dem barmherzigen Gott sey Lob dafür, Betty! Ihm sey Preis! denn hier, hier, liebste Betty habe ich den Himmel auf Erden gesehen. Ein glücklicheres Paar gibts nicht, als Ludwig und Annen, wenn du es nicht bist.

Betty mußte hier bleiben; denn Brunn schrieb an Estavaiel, er sollte seine Frau hier abholen.

Ach, da sah sie den Himmel, diese reine Liebe, diese stille Begeisterung der beiden warmen Herzen, die Vaterfreude, die Mutterfreude unter Mann und Weib getheilt. Ludwig studirte auch für sich; aber

er war nur glücklich in Annens Gesellschaft, und die Liebe war es, die sie beglückte nichts anders. Und ihr Glück blieb nicht in dem Umkreise des Hauses, es warf wohlthätige Strahlen rings um. Die Unterthanen feierten das Fest ihres Glückes, wenn sie an ihre Herrschaft dachten.

Da warf sich Betty an das Herz ihrer Tante, und sagte sanft weinend: nein, so glücklich bin ich nicht, liebe Tante.

Die Tante schlug das erloschene Auge in die Wolken, und holte einen tiefen Seufzer. Woran lag es denn Betty? fragte sie.

Ach, liebste Tante, Ihr System, denke ich. Es hatte ja nur diese Welt, und das Glück zum Ziele.

Nein, Betty, ich lehrte dich Gott ehren. Den Vorwurf mache mir nicht.

Tante," ja, das thaten Sie; aber Gott, die Ewigkeit, die innre Geisterwelt, die Liebe, die Tugend sollte mir doch nicht alles seyn, nur die Stufen zu einem hohen Glück in der Welt; ach, das ich nicht gefunden habe. Mein Ideal war meine Größe, liebste Tante! Ach, der Graf Eisach hat es mir zuvor gesagt. Sein Ideal war Gott, sein Glück die Unsterblichkeit, sein Thun Glauben.

Hier sanken Sie beide eng an einander und weinend. Die Tante schlug reuig die Augen gen Himmel, und Betty schmerzlich zu Boden. Da kam Estavaiel, lächelnd, und Betty schauderte. Sie bat ihn, sie beschwor ihn, ihre beiden Kinder bei dem Grafen Eisach zu lassen. Er bewilligte es. Sie ging nach Wien: aber sie war nicht glücklich. Sie wurde es erst, da sie nach zehn Jahren in den Armen ihrer Kinder lag, die Anne und Ludwig erzogen hatten.

Sie lebte als Wittwe still unter Wohlthaten auf ihren Gütern in der Schweiz, glücklich nicht; aber zufrieden, ihre Kinder gerettet zu haben.

Ende des Buchs.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Schilderungen des menschlichen Lebens in Erzählungen

Bd.: 6

Halle u.a. 1812

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149d(6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090210-1